
ar
11-83
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
FCV im Vorwärts-gang
FCV
1.FC MAGDEBURG


Die Wartburg

Bild: Manfred Uhlenhut

Halten wir uns an historische Tatsachen, von denen es mehr als genug gibt. Schließlich gehen zwei Welt- und über dreißig andere Kriege nach 1945 auf das Schuldkonto des Imperialismus.
Was läßt sich daraus ableiten?
Zuerst dies: Es wird vom Frieden geredet und die Aggression vorbereitet. Tarnen und täuschen sind zwei wesentliche Methoden. So hielt Hitler zahlreiche Friedensreden, bevor der Faschismus losschlug. Zum Nichtangriffspakt mit der UdSSR erklärte er, daß damit „Deutschland und Rußland einen Frieden auf lange Sicht geschlossen" hätten. Dies geschah wenige Tage, nachdem er den Befehl zur Vorbereitung des Überfalls auf die Sowjetunion gegeben hatte – und es deckte sich mit dem, was darin zur Tarnung und Täuschung bestimmt worden war: „Entscheidender Wert ist jedoch darauf zu legen, daß die Absicht eines Angriffs nicht erkennbar wird." Folglich heißt es, den Imperialisten nicht auf den Mund, sondern auf die Finger zu schauen.
Zweitens: Um den Krieg beginnen zu können, braucht das Monopolkapital ein entsprechendes Klima. Vor allem wird dazu der Antikommunismus geschürt, die Lüge von der „Bedrohung aus dem Osten" verbreitet, die Hetze gegen die Sowjetunion betrieben – wie jüngst im Gefolge des Spionagefluges der südkoreanischen Boeing 747 über Kamtschatka und Sachalin. Die Militärgeschichte zeigt: Das Zuspitzen der internationalen Lage und das Anheizen von politischen Spannungen dient sowohl dazu, eine günstige Atmosphäre für den Aggressionsbeginn zu schaffen, als auch die eigene Bevölkerung und die eigenen Streitkräfte psychologisch auf den Krieg vorzubereiten. Demzufolge ist der Kampf um politische und militärische Entspannung ein äußerst wichtiger Teil der sozialistischen Friedenspolitik.
Zum dritten: Da das Bestreben der Fortschrittskräfte deutlich auf die friedliche Lösung von Streitigkeiten gerichtet ist, werden vom Imperialismus künstlich Kriegsanlässe geschaffen. Dazu inszeniert man Provokationen und militärische Zwischenfälle; auf diese Weise soll den Aggressionsopfern die Schuld in die Schuhe geschoben werden. So war es am 31. August 1939, als ein faschistischer Kommandotrupp in polnischen Uniformen den Sender Gleiwitz überfiel, um einen Vorwand für den Kriegsbeginn Hitlerdeutschlands gegen Polen zu liefern. So war es am 2. und 3. August 1964, als die USA-Regierung zwei Zerstörer in den Golf von Tonking eindringen und dann berichten ließ, sie seien „von nordvietnamesischen Schnellbooten angegriffen worden"; diese Provokation nahm USA-Präsident Nixon zum Anlaß, um den Luftkrieg gegen das sozialistische Vietnam zu eröffnen. Schlußfolgerung demnach: Es ist jederzeit höchste Wachsamkeit geboten.
Und schließlich müssen wir daran denken, daß die Aggressoren den bewaffneten Kampf meist ohne Kriegserklärung mit einem überraschenden Überfall beginnen. Ist es da nicht zwingend notwendig, ständig gefechtsbereit zu sein?
Es war von historischen Tatsachen die Rede. Franz Mehring schrieb einmal, daß „nichts unerbittlicher" sei „als die Logik der Tatsachen". Ihr hat sich auch in diesem Fall jeder von uns unerbittlich zu stellen – mit seiner militärischen Tat für den Frieden, für den Sozialismus.

*



Was ist Sache?

**Wie bereitet der Imperialismus Kriege vor?
Soldat Sven Kröger**

**Ich wurde als Gruppenführer eingesetzt. Zahlt sich das für mich auch finanziell aus?
Gefreiter Heiko Japa**

Gruppenführer zu sein, das ist schon etwas für einen Soldaten im Grundwehrdienst. Schließlich sind Sie ja nicht speziell dafür ausgebildet worden. Und so dürfen Sie dies als Anerkennung verstehen – für Ihre Haltung zu unserem Klassenauftrag, für Ihr militärisches Wissen und Können, für entsprechende Führungsqualitäten.
Gruppenführer zu sein, das ist aber auch mit höherer Verantwortung verbunden. Für die Erziehung und Ausbildung, für die Führung der Ihnen unterstellten Soldaten. Die Besoldungsordnung legt deshalb fest, daß Soldaten im Grundwehrdienst, die – wie Sie – in eine höhere Dienststellung ernannt werden oder sie vertretungsweise (außer Urlaubsvertretungen) länger als zwei Monate ausüben, einen Leistungszuschlag erhalten können. Seine Höhe wird vom Kommandeur des Truppenteils entsprechend der Verantwortung und den Leistungen bestimmt. Als Gefreiter können Sie demnach 40, 60, 75 oder 90 Mark monatlich bekommen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

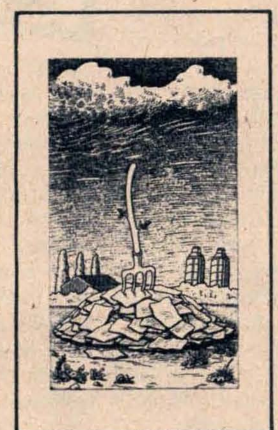
Nachlese bei Dr. L.

„Es ist mir dieser Tage eingefallen", schrieb 1892 Friedrich Engels an Kautsky, „daß eine Darstellung Luthers aus seinen Taten und Schriften eine sehr nötige Arbeit wäre." Die Arbeit ist getan; anläßlich der Feierlichkeiten zum 500. Geburtstag des Reformators wird mannigfaltige Begegnung mit Leben und Wirken Martin Luthers geboten. „Erstaunlich ist die unermüdliche Tätigkeit, mit der L. nach allen Seiten hin wirkte. Das große Werk der Bibelübersetzung brachte er 1521/34 zustande. Zugleich bewährte er sich ... als einer der fruchtbarsten Schriftsteller aller Zeiten; die meisten seiner Arbeiten überragen an Geist und Gehalt bei weitem die Schriften seiner Zeitgenossen. Gern gab er sich den Freuden der Geselligkeit hin, wobei er, wie seine Tischreden zeigen, eine kernige und geistreiche Unterhaltung führte. Große Vorliebe hegte er für die Musik, in welcher er durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute Erholung suchte. Seine geistlichen Lieder ... zeichnen sich durch Innigkeit und Kraft aus. Seine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache zeigt sich in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Bibelübersetzung. Mit ihm begann für die deutsche Sprache ein neuer Zeitraum. Nur eine seltene Geisteskraft konnte so gehäuften Arbeiten gewachsen sein ..." So steht's im „Brockhaus' Conversations-Lexicon" aus dem Jahre 1885. Martin Luther besaß offenkundig nicht nur überragende Geistesgaben, sondern auch ungewöhnliche Willensstärke und einen großen kämpferischen Mut. Betrachtet man sein Leben, das am 10. November vor fünfhundert Jahren begann und ihn zweiundsechzig Mal den Frühling erleben ließ, so bietet sich das Leben eines wahrlich außerordentlichen, unerschrokkenen Mannes dar. Er, ein Diener der Kirche, lehnte sich gegen die unglaubliche Verschwendungssucht kirchlicher Herren auf. Er entlarvte den schamlosen Betrug des Ablaßhandels, dem Tausende armer Schlukker auf den Leim gingen; ein Schwindel, der sich nicht allein in Massenverdummung, sondern in klingende Münze für die Kirchenfürsten umsetzte. Luther war verehrt und gehaßt wie wenige seiner Zeit. Sein Leben hing am seidenen Faden – der Papst hatte den Bann über ihn verhängt. Luther war buchstäblich Freiwild für seine mächtigen Widersacher. Seine Rettung ins Stübchen auf der Wartburg war denn auch ein wirkliches Husarenstück. Viel ist grad jetzt zu lesen und zu sehen über Dr. Luther, einen Großen der Geschichte, dessen Leistungen wir schätzen und um dessen geistige Begrenztheit wir wissen: Sein besonderer Haß galt Thomas Müntzer, dem Führer der Aufständischen im Großen Deutschen Bauernkrieg! Ein gewiß erschwingliches Buch (8,80 M, erschienen im Verlag Koehler und Amelang, Leipzig) will ich Euch empfehlen. Hier wird versucht, die Persönlichkeit Luthers mit seinen eigenen Gedanken zu skizzieren. Aus seinen Gedichten, Predigten, Briefen, Übersetzungen, Liedern, wissenschaftlichen Schriften und den berühmten Tischreden entsteht ein lebendiges Bild Luthers, eines Gottesmannes, der den irdischen Freuden durchaus zugewandt war, wie sein beherzigenswerter Ratschlag zeigt: „Vor dem Beischlafe soll man mit allem Fleiße vorher sehen und bedenken, ob's zu tun oder zu lassen sein möge; was nach dem Beischlaf geschieht, das muß man geschehen lassen." Wie grundsätzlich der Gegenstand dieser Lutherschen Überlegung das Leben der Menschen beiderlei Geschlechts zu beeinflussen imstande ist – wer, der über 15 ist, wüßte es nicht! In amüsanter, intelligenter Weise schreibt eine Autorin darüber, die gar keine „richtige" Schriftstellerin ist, sondern Professor für Mathematik. Zum zweiten Mal legt sie Geschichten vor, die man mit großem Behagen liest. Der etwas kühle, ironisch angespitzte Witz dieser klugen Frau läßt ahnen: Ihr macht keiner mehr was vor, was die Dinge des Lebens und vornehmlich die zwischen Mann und Frau betrifft! Helga Königsdorf ist eine mindestens ebenso begabte Psychologin, wie sie eine fesselnde Schreiberin ist. „Der Lauf der Dinge" (Aufbau Verlag) nannte sie ihre Geschichten, die, wie sie sagt, keine Ten-





denzen zu Happy-Ends erkennen lassen und denen man anlastet, sie seien vom Leben abgeschrieben. Wenn wir nur mehr davon hätten... Helga Königsdorf erzählt von Sehnsüchten und Enttäuschungen, vom Mutfassen, von der herrlichen Lust, über andere herzuziehen, ohne das Bekümmertsein über die miese Kleinlichkeit anderer zu verbergen, von heimlicher Heulerei über den Mann da im Bett und von der Kraft, sich selbst wieder zuzulächeln. Geschichten halt vom Lauf der Dinge. Geschichten ganz anderer Art bietet uns die bewährte Eulenspiegel-Autorin Heli Busse. Der kleine Alltagskram mit seinen oft so unbegreiflichen Ärgernissen liefert ihr hinreichend Stoff für köstlich geschriebene Histörchen. Auch sie weiß, wie es ums Seelenleben des Menschen an unserer Seite bestellt ist, beispielsweise, wenn sein Autochen fertig auf der Felge ist, oder wenn die halbwüchsige Tochter Lebensüberdruß äußert, weil die Rabeneltern nicht gewillt sind, sie mit den allerletzten Modeschreien auszurüsten, oder was im Kopfe eines Verantwortlichen vorgeht, der Wandzeitungen macht, die tatsächlich gelesen werden, weil... Ich widerspreche Heli Busse, wenn sie sagt „Es gibt keine Wunder mehr". Dieser Seufzer entrang sich ihr bestimmt nur, um dem Eulenspiegel-Verlag einen passenden Titel für ihr hübsches Buch anzubieten.
Jetzt, da die Abende wieder länger und die Lust zum Lesen vielleicht größer werden, will ich Euch auf ein weltberühmtes Werk aufmerksam machen, auf den Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa" von Arnold Zweig, dessen Todestag sich am 26. 11. zum fünfzehnten Male jährt. Zweig erzählt die erschütternde Geschichte um den Soldaten Grigori Paprotkin, der aus einem Kriegsgefangenenlager flieht, nach Hause zu Frau und Kind will. Seit den revolutionären Veränderungen in seiner Heimat 1917 war „eine Unruhe in sein Herz getreten", er hatte den sinnlosen Krieg satt, wollte nur heim. Auf seiner Flucht stieß er auf russische Partisanen, zu denen auch die junge Babka gehörte. Sie nimmt ihn auf, liebt ihn, hilft ihm, gibt ihm den Ausweis eines verstorbenen Überläufers. Grischa aber wird, von einer deutschen Streife aufgegriffen, wegen Spionage zum Tode verurteilt. Sie richten ihn hin, nachdem in einem zermürbenden juristischen Kompetenzstreit zwischen Verwaltungsstellen der Heeresleitung buchstäblich um das Leben dieses Menschen gepokert worden war. In diesem ergreifenden Buch um das Schicksal des gutgläubigen, auf „Gottes Hilfe" vertrauenden russischen Soldaten führt Zweig vor, wie der preußisch-deutsche Militarismus als perfektes System der Vernichtung und Menschenverachtung funktionierte. Dieser Roman gehört zum wertvollsten Bestand der Weltliteratur; Ihr solltet ihn lesen.



Der Militarismus ist der Kultus der rohen Gewalt. Ein Satz von Wilhelm Liebknecht, eine millionenfach bestätigte grausame Wahrheit. Die Spezifik des deutschen Militarismus, die Einflüsse der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution auf ihn, die schwere Niederlage, die ihm durch die Novemberrevolution in Deutschland bereitet wurde, seine unheilvolle Kumpanei mit dem entstehenden Faschismus und den verheerenden Folgen sowie schließlich der unter schwersten Opfern erkämpfte Sieg der Roten Armee über dieses barbarische System sind Gegenstand des zweiten Bandes „Der deutsche Militarismus" (Militärverlag der DDR, Preis 48,– M). Die Autoren Peter Bachmann und Kurt Zeisler setzen hier ein umfassendes Werk fort, das sich bei strengster Wissenschaftlichkeit durch eine populäre, verständliche Darstellung auszeichnet. Eine Vielzahl von Fotos, Karten und anderen Abbildungen erhöht den informativen Gehalt des Bandes, der sich als schwer ersetzbares, komplexes Werk zu diesem Thema erweisen wird.
Ein Wort zum Abschied: „Wenn du auch nicht alles lesen kannst, was du besitzt, laß es dir genug sein, wenn du wenigstens wirklich besitzt, was du gelesen hast." So sprach der alte Philosoph Seneca. Recht hat er.

Tschüß!



Text: Karin Matthées

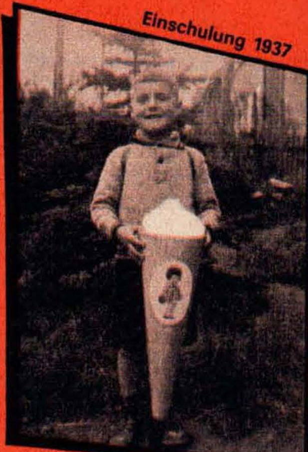


Er wollte nicht Offizier werden

Von Oberstleutnant Walter Flegel



Bei der Enttrümmerung Dresdens



Einschulung 1937

Mit siebzehn

Menschen, die nahe bei Flüssen geboren sind, haben den Wandertrieb im Blut, heißt es, die zieht es hinaus, die haben etwas von ihrem Fluß, seiner ständigen Bewegung, seinem Gleichmaß und seiner Kraft.

Man soll aus solchen Sprüchen keine Regeln machen, weil es immer Ausnahmen gibt. Auf Heinz Schäfer jedoch trifft der Vergleich zu. 1931 in Roda, Kreis Grimma, geboren, in Mutzschen aufgewachsen, nicht weit von der Mulde entfernt, machte er sich achtzehn Jahre später auf den Weg und hielt sich nirgends lange auf, nicht in Leipzig und Halle, nicht in Döbeln, Berlin und Potsdam, nicht in Naumburg und nicht in Dresden.

Zur Zeit wohnt er in Königs Wusterhausen, aber ob er dort für immer bleiben wird, ist auch nicht sicher. Hier bin ich ihm zum ersten Male begegnet, persönlich und bewußt begegnet. Vor vielen Jahren habe ich ihn schon einmal gesehen, auf einem Foto. Allerdings nur von hinten, und ich habe nicht gewußt, daß wir uns einmal in seiner Wohnung gegenüber sitzen würden. Ich habe damals nicht einmal gewußt, wer jener Offizier ist, der am 26. Oktober 1961 in Berlin am Grenzübergang „Friedrichstraße" vor einem amerikanischen Panzer M 48 stand. Die Beine ein wenig gespreizt, die Hände auf dem Rücken übereinandergelegt. Ein Mann und ein Panzer. Eine Situation, die sich während eines Krieges täglich viele Male abspielt. Aber Krieg war nicht im Oktober 1961, und Krieg wurde nicht, als der Amerikaner die Grenzmarkierung zwischen Westberlin und der Hauptstadt überrollte.

Das wippende Rohr steht nur ein kurzes Stück vom Kopf des Mannes entfernt und richtet sich drohend gegen unsere Hauptstadt. Der Panzer aber steht, weil Hauptmann Heinz Schäfer an jenem Tag mit zwei weiteren Offizieren nicht zur Seite trat, nicht kehrtmachte und davonlief, womit sie gerechnet hatten. Drüben waren Fotoapparate schußbereit, Reporter hatten die Mikrofone am Mund. Aber sie konnten nicht berichten, was sie so gerne berichten wollten: Die Offiziere der Grenztruppen haben Angst.

Sie stehen, das Gesicht dem Gegner zugewandt, und Heinz Schäfer bedeutet dem neugierigen Fahrer des M 48 mit ruhigen und bestimmten Gesten, er möge zurückfahren bis hinter die Grenzmarkierung. Der Amerikaner gehorchte.

Das Foto besitze ich seit vielen Jahren. Auf seiner Rückseite ist in fünf Sprachen zu lesen: „Zu besonders schwerwiegenden Provokationen kam es in der Zeit vom 24. bis 28. Oktober 1961, als unter dem Schutz von Panzern mehrmals US-Soldaten schwerbewaffnet in die Hauptstadt der DDR eindrangen. Nur der Ruhe und Besonnenheit der Soldaten und Offiziere der Deutschen Demokratischen Republik ist es zu verdanken, daß es zu keinen bewaffneten Konflikten kam."

Oft habe ich über die Worte „Ruhe und Besonnenheit" nachgedacht, habe mich gefragt, wieviel sie unsere Offiziere und Sol-



Die Eisenbahneruniform sollte eigentlich die einzige bleiben



Mit Helga



Kartoffeleinsatz 1953

daten gekostet haben mag, die von der Rücksichtslosigkeit des Gegners wußten. Eine Reihe ihrer Genossen war bis zu jenem Tage während der Ausübung ihres Dienstes von drüben erschossen worden. Ich habe versucht, mir vorzustellen, was in jenen Minuten in Heinz Schäfer vorging, wie es ist mit der Versuchung der Angst und wie ich selbst mich verhalten hätte.

Im Leben eines Menschen gibt es irgendwann einmal einen Tag, ein Ereignis oder eine Situation, wo Sinn und Ziel des Lebens sich mitunter in wenigen Augenblicken erfüllen und erschließen, wo Empfindungen, Gesten, Reaktionen darüber entscheiden, ob einer mutig oder feige ist, besonnen oder ratlos, schwach oder stark. Heinz Schäfer hat diesen Tag bereits hinter sich.

Er lacht gern, ein heiteres, warmes Lachen, bei dem er den Kopf ein wenig zurückwirft, der rechten Schulter zu. Ein Lachen, das jede Distanz aufhebt, das die hellblauen, aufmerksamen Augen noch heller macht. Ein Lachen, an dem sein ganzes Gesicht beteiligt ist, das tiefe Grübchen im breiten Kinn ebenso wie die kräftige Nase und die dunklen Brauen. Auch andere habe ich auf ähnliche Weise lachen sehen. Immer waren es Menschen, die viel erlebt und durchgemacht, die Bitteres erfahren und Gutes gesehen hatten, die sich oft bewähren mußten und immer auf der richtigen Seite standen. Sicher hat Heinz Schäfers Lachen auch mit jenem 26. Oktober 1961 zu tun. Aber er lacht auch, wenn er sich an andere Ereignisse erinnert, so an den Gründungstag der DDR.

An jenem Tag steht er Wache, mit Karabiner und in blauer Uniform, die er seit dem 20. August 1949 trägt. In der Leipziger Volkspolizeibereitschaft sind sie über die Gründung der DDR unterrichtet worden. Die Bedeutung dieses Ereignisses vermögen sie zu jenem Zeitpunkt noch nicht zu begreifen und zu werten. Das für den Abend angekündigte Volksfest im Zentrum Leipzigs interessiert sie mehr, und sie beschließen, nach der Wache auf schnellstem Weg in die Stadt zu gehen. Sie wollen dabeisein, wollen tanzen, singen und das Feuerwerk beobachten. Sie prüfen, wieviel von den 195,– Mark ihres Monatsgehaltes noch übriggeblieben ist, und rechnen aus, was sie sich an einem der HO-Verkaufsstände

Der Panzer aber steht, weil Heinz Schäfer (links) an jenem Tag mit zwei weiteren Offizieren nicht zur Seite trat, nicht kehrtmachte und davonlief, womit sie gerechnet hatten



leisten können. Eine Bockwurst zu acht Mark oder vielleicht ein Schweineohr, das noch teurer ist. Aber sie geben am 7. Oktober 1949 nach der Wachablösung keinen Pfennig aus. Sie nehmen ihre Ausgangssachen gar nicht erst aus dem Spind, tanzen und singen nicht, und während des Feuerwerks sitzt Heinz Schäfer mit den anderen, die von der Wache gekommen sind, in einem spärlich beleuchteten Keller und schält Kartoffeln.

Später hat er an diesem Feiertag angenehmere Pflichten übertragen bekommen. Er ist bei vielen Truppenparaden dabeigewesen und oft als Fahnenbegleiter vor einer Ehrenkompanie marschiert. Diesen Auftrag verdankte er vor allem seinen Leistungen und sicherlich auch ein bißchen seiner Statur.

Das erstemal begleitete er eine Fahne zum Jahreswechsel 1953/54. Von Halle aus, wo er damals schon Offizier und an der Kommandoschule des Wachregiments als Lehrer für Schießausbildung eingesetzt war, fuhr die Ehrenkompanie anläßlich des Neujahrsempfangs nach Berlin-Niederschönhausen. Dort empfing Wilhelm Pieck das Diplomatische Korps. An jenem Tag stand Heinz Schäfer zum ersten Male Wilhelm Pieck gegenüber. Der Präsident der DDR schritt die Front ab, blieb nahe bei der Fahne stehen und verbeugte sich vor ihr. Seine ruhige, freundliche Verbeugung war eine Geste der Achtung und der Ehre für die DDR, für die Menschen des Landes und für ihren Fleiß und ihre Zuverlässigkeit. So galt diese Geste auch Heinz Schäfer, der in seiner Paradeuniform mit weißen Handschuhen den Degen präsentierte.

Dabei wollte er gar nicht Offizier werden.

Vom 1. April 1945 bis zum 19. August 1949 trug er eine andere Uniform, die von der Farbe her seiner ersten Polizeiuniform gar nicht unähnlich war. Er lernte drei Jahre lang auf dem Bahnhof Mutzschen, war Jungwerker der Deutschen Reichsbahn und danach Stammarbeiter. Zugführer wollte er werden. Die rote Schärpe hatte es ihm angetan. Nicht ihres Glanzes und der Breite wegen, sondern weil sie ein äußeres Zeichen von Können und Verantwortung ist, weil die Schärpe dazu berechtigt, Züge anzuhalten und abfahren zu lassen, weil die Schärpe bedeutet, reisen zu können, Landschaften zu entdecken, ihre Veränderungen zu erleben und mit vielen ganz unterschiedlichen Menschen zusammenzutreffen und für ihre sichere Fahrt verantwortlich zu sein.

Heinz Schäfer wußte, daß man sich die Schärpe verdienen muß und daß zwischen dem Abschluß der Lehre und der Beförderung zum Zugführer so viele Stationen liegen wie bei einer Fahrt zwi-





schen Ausgangsort und Zielbahnhof. Das alles wollte er auf sich nehmen, aber die Fahrt begann für ihn nicht. Umsiedler kamen in jenen Jahren aus Schlesien, dem ehemaligen Sudetengau und aus Siebenbürgen in die Grimmaische Gegend. Unter ihnen gab es auch ältere Eisenbahner, die aufgenommen werden mußten und die man nicht mehr als Streckenarbeiter einsetzen konnte. Das wurde den jungen Leuten übertragen. Heinz Schäfer wurde Streckenarbeiter. Er und ein anderer, der die Lehre ebenfalls mit „gut" abgeschlossen hatte, nahmen es nicht hin, schalteten die FDJ ein, deren Mitglied Heinz Schäfer schon 1946 geworden war. Bis nach Dresden zur Reichsbahndirektion gelangte die Beschwerde. Aber an ihrem Einsatz änderte sich nichts.

Inzwischen war viel Wasser die Mulde hinuntergeflossen. Bei Wind und Wetter, tagaus, tagein, marschierte Heinz Schäfer mit seinem Begleiter eine unbedeutende Strecke ab, die etwa 25 bis 30 Kilometer lang war. Schwelle auf Schwelle, Stoß auf Stoß, Signalanlagen, Abfälle, rostbrauner Schotter, der unter den Sohlen knirschte. Dabei verlor die rote Schärpe immer mehr von ihrem Glanz. Das, was Heinz Schäfer einst mit ihr verbunden hatte, kam nicht näher, sondern rückte in unerreichbare Ferne. Der Schienenstrang hatte für ihn nichts Abenteuerliches mehr.

Wen wundert es, daß sich die beiden Jungen im Sommer 1949 nach mehr als einjähriger Schufterei auf der Strecke entschlossen, etwas anderes anzufangen? Immer häufiger träumten sie, wenn sie neben den Gleisen gingen, von interessanterer Arbeit, ohne genau zu wissen, was sie wollten. Von der Wismut hatten sie abenteuerliche Geschichten gehört, und sie fragten sich, ob das nichts wäre für sie, die Wismut.

Aber es kam anders, ganz anders. Zufälle spielen bei vielen Lebensentscheidungen eine Rolle, obwohl es auf die Zufälle eigentlich gar nicht ankommt, sondern auf das, was man aus einer zufälligen Begegnung macht.

Eine der beiden Schwestern von Heinz Schäfer brachte zu jenem Zeitpunkt einen Freund mit nach Haus, der bei der Volkspolizei war.

„Junge, komm zu uns!" sagte er. „Machst erst mal drei Jahre, und dann findet sich schon was."

Das war für Heinz Schäfer keine Entscheidung zwischen Pflaumenkuchen und Streuselschnecke. Er fragte Wiesemann, den Freund seiner Schwester, nach dem Dienst aus und sprach mit Vater und Mutter darüber, die ihm weder abrieten noch zuredeten. „Du mußt selber wissen, was du willst."

Wiesemann hatte seinen Vorschlag nicht nur so dahingesagt. Bald darauf brachte er einen Fragebogen mit, den er ausgefüllt in seiner Dienststelle in Leipzig abgeben wollte. Zu Fragebogen, Antrag und Lebenslauf gehörte ein polizeiliches Führungszeugnis. Der das auszustellen hatte, war ebenfalls bei der Volkspolizei, war schon vor dreiunddreißig und während des „tausendjährigen Reiches" Mitglied der KPD gewesen. Vater Schäfer kannte den Genossen Matthes gut, der das Führungszeugnis mit ruhigem Gewissen ausstellte. Und er tat sogar noch mehr. Von ihm hörte Heinz Schäfer politische Dinge, die mit dem Dienst in der Volkspolizei zusammenhingen und über die er noch nicht nachgedacht hatte. Auf ihn wirkten weniger die Worte, die Matthes sprach, sondern vielmehr, wie er sie sagte. Für diesen Genossen gehörten Begriffe wie Klassenkampf, Sozialismus und Partei zum Lebensinhalt. Heinz Schäfer nahm sie ernst, weil er inzwischen wußte, wer der Genosse Matthes war und wie er bisher gelebt hatte.

Am zwanzigsten August 1949 machte er sich mit seinem zur Tasche umgearbeiteten Schulranzen, in dem außer ein bißchen Wäsche nur noch Schuhputz- und Zahnputzzeug steckten, auf den Weg zur Kaserne.

Eine neue Lehrzeit begann, die härter war als die vier Jahre bei der Reichsbahn. Er lernte marschieren, gehorchen und mit Waffen umgehen. Noch heute erinnert sich Heinz Schäfer, wie oft er sich Blasen und den Wolf gelaufen hat. Und lachend erzählt er, daß es damals beim Schießen eine höchst eigenartige Belobigung gab. Die guten Schützen wurden auf den wenigen Lastwagen, die zur Verfügung standen, in die Dienststelle gefahren, die schlechten mußten laufen. Genosse Schäfer fuhr fast immer. An diese drei Jahre erinnert er sich sehr gut. Heute weiß er, daß es entscheidende Jahre seines Lebens gewesen sind. Lehrjahre in vielerlei Hinsicht, nicht nur für ihn, sondern für eine ganze Generation späterer Truppenkommandeure, Politoffiziere, militärischer Kader der bewaffneten Kräfte. Jahre, in denen uns vieles noch fehlte, aber nicht die Entschlossenheit, die DDR und ihre Entwicklung zu sichern und zu schützen.

Anfang des Jahres 1952 wurde Heinz Schäfer zum FDJ-Sekretär seiner Abteilung gewählt und sah sich plötzlich als hauptamtlicher Jugendfunktionär mit dem Polit-


Beim Überreichen der Truppenfahne (links)



kommissar und dem Parteisekretär der Einheit in einem Zimmer sitzen und arbeiten. Noch heute behauptet er, daß diese Wahl ein Werk jener beiden Offiziere gewesen sei, die schon vorher mit ihm über seine mögliche Entwicklung zum Offizier gesprochen hatten. Aber der junge Volkspolizist wollte nicht. Auch nach seiner Wahl zum FDJ-Sekretär blieb er bei seiner Ablehnung. Er bestand darauf, im Herbst 1952 nach dreijähriger Dienstzeit nach Hause zu gehen und wieder in seinem Beruf zu arbeiten. Doch die Entlassung verschob sich, weil er als gewählter FDJ-Funktionär bis zu den nächsten Verbandswahlen in der Dienststelle bleiben mußte. Das nahm er hin, doch Offizier wollte er noch immer nicht werden. Er hatte im Herbst 1951 Helga Thiele kennengelernt und heiratete sie am 31. Mai 1952.

Als FDJ-Sekretär nahm Heinz Schäfer auch in Leipziger Betrieben an Werbeeinsätzen für den Dienst in den bewaffneten Organen der DDR und für die Offizierslaufbahn teil. Während der Gespräche wurden viele Fragen gestellt, und immer überzeugten jene Genossen am nachdrücklichsten, die sich selbst entschieden hatten.

Doch Heinz Schäfer hatte keine Lust, drei Jahre an einer Offiziersschule zu lernen. Aber es wurden dringend Offiziere gebraucht, und die Vorgesetzten kamen Heinz Schäfer und anderen entgegen. Da er zu jenen gehörte, die bereits eine fast dreijährige Erfahrung in der Ausbildung und im Dienst besaßen, ermöglichte man ihnen eine Art Fernstudium. Sie bekamen vier Monate Zeit, sich auf die Prüfungen vorzubereiten, die sie an einer Offiziersschule abzulegen hatten. Für den Zeitraum der Vorbereitung wurden sie aus den dienstlichen Aufgaben herausgelöst, und sie sagten sich: „Wenn wir bestehen, sind wir Offiziere. Bestehen wir nicht, geht's ab, nach Hause."

Sie bestanden mit Bravour und wurden am 1. Dezember 1952 an der Offiziersschule Döbeln zu Unterkommissaren ernannt. Außer der Freude empfanden sie auch ein bißchen Abschiedsschmerz, denn sie würden sich trennen müssen, voneinander und viele mit Sicherheit auch von Leipzig. Nicht nur im Süden wurden Offiziere gebraucht. Viele von ihnen würden eine weite Reise nach Norden antreten. Eggesin, Karpin, Stallberg, Prora waren Ortsnamen, von denen manche auf keiner Karte zu finden waren, Dienststellen, die nach winzigen Dörfern oder Förstereien benannt worden waren und von denen die meisten nur als Zeltlager inmitten ausgedehnter Kiefernwälder existierten. Heinz Schäfer wollte auf keinen Fall dorthin. Seit fünf Monaten war er verheiratet, und eine Versetzung nach Norden hätte für ihn und seine Frau eine lange Trennung bedeutet. Er wollte Gewißheit haben und nicht mehr warten, bis am Abreisetag das Ziel bekanntgegeben wurde. Es gab einen, der an die Liste mit den Einsatzorten herankam, das war der Spieß, und Heinz Schäfer gehört zu denjenigen, die ihn einluden und so lange mit ihm tranken, bis sie die Liste gesehen hatten. Hinter dem Namen „Schäfer" stand die Dienststellennummer 3172. Was sich hinter dieser Zahl verbarg, wußte er, denn er kam ja von dort, von der Dienststelle Leipzig II. Ein Zufall? Wie es überhaupt mehr oder weniger Zufall war, daß er die Offizierslaufbahn einschlug? Er wählte diesen Beruf nicht aus Überzeugung und Einsicht in die Notwendigkeit. Aber kommt es eigentlich darauf an, wie Heinz Schäfer Offizier wurde? Viel wichtiger ist doch, was er daraus gemacht hat.

Gelassen marschierte der junge Unterkommissar zum Döbelner Bahnhof. Für die meisten entschied sich erst vor dem Bahnhofsgebäude der weitere Weg. Zwei Züge standen bereit. Angehörige waren gekommen, um zu erfahren, in welchen ihre Söhne, ihre Männer oder ihre Liebsten steigen würden. Der längere fuhr in Richtung Norden, der kürzere nach Süden. Als die Namen verlesen wurden, entschieden sich Schicksale. Enttäuschte gab es und Gleichgültige, Freudenausbrüche und Tränen, stummen, hilflosen Schreck auf den Gesichtern von Frauen und Mädchen und viele Male laut und leise die Frage: „Warum gerade ich, gerade ich?"

Niemand konnte darauf eine Antwort geben, nicht einmal jene Kommandeure und Offiziere, die die Einsatzorte festgelegt hatten. Wie auch immer sie entschieden hätten, die Frage „Warum gerade ich?" wäre nicht ausgeblieben.

Dort, auf dem Döbelner Bahnhof, erlebte Heinz Schäfer als Zuschauer das, was später ihn selbst oft traf und betraf: Versetzung und Trennung, Abschied von Bekannten, Vertrauten, Liebgewordenem. Vorerst aber wurde er in der Leipziger Dienststelle Zugführer.

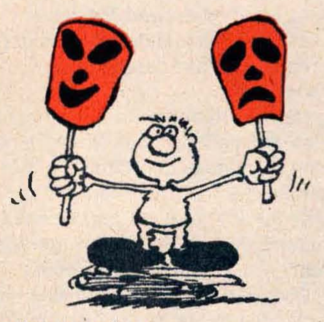
Heinz Schäfer gehört zu jenen Genossen, die 1980 für fünfundzwanzigjährige Mitgliedschaft in der SED die Ehrenurkunde des ZK erhielten. Geehrt wird ein Genosse aber nicht allein für seine Zugehörigkeit zur Partei der Arbeiterklasse, sondern vor allem für seine politische Aktivität. Und dafür hat Genosse Schäfer diese Urkunde redlich verdient. Viele Jahre lang arbeitete er als ehrenamtlicher Parteifunktionär. Besonders gern erinnert er sich an jene Jahre, in denen er Mitglied von Parteikontrollkommissionen bei den Grenztruppen der DDR ge-

Fortsetzung Seite 52

postsack

Kulturpolitischer Austausch

Als Leitungsmitglied eines Theaterjugendklubs sammle ich seit längerer Zeit alle Informationen über Singegruppen, Kabaretts, Laienspielgruppen und Amateurfilmstudios: Texte, Stücke, Lieder, Kritiken, kulturpolitische und künstlerische Bewertungen. Mit Sicherheit gibt es noch viel, viel mehr dazu zu schreiben. Vielleicht finden sich auch einige Interessenten dafür? Wer an einem Meinungsaustausch, einer Zusammenarbeit oder an Informationen interessiert ist, schreibe mir bitte.
Torsten-Jörg Seifert, 1600 Königs Wusterhausen, Hauptpost, postlagernd



Mini ist gefragt

Ich suche Verbindung mit Freunden des Miniaturschiffsmodellbaus im Maßstab 1 : 1250. Interessenten bitte melden bei: Karl Havenstein, 8906 Ostritz, PF 17

Treue – der geringste Beitrag?

Über viele Beiträge Eures Heftes mußte ich schon schmunzeln oder auch den Kopf schütteln – z. B. wenn es darum ging, daß Jungen Angst haben, weil ihnen während der Armeezeit ihr Mädchen weglaufen könnte. Ich finde, daß Treue der geringste Beitrag ist, den man als Mädchen bzw. Frau für „seinen" Soldaten leisten kann. Ich habe einen kleinen Sohn. Er ist ein Jahr alt und soll genau so wie ich nie Krieg kennenlernen. Ich bin 22 und würde gern mit einem Berufssoldaten Gedanken austauschen.
Manja K., Franzburg

Briefe an Manja bitte über die Redaktion. Wir leiten sie weiter.

Bitte um Gehör

Vom Herbst 1979 bis Frühjahr 1981 diente Olaf Sentek mit mir zusammen in Torgelow-Drögeheide. Er möchte bitte etwas von sich hören lassen.
Volkmar Gritsch, 7401 Kröbern, Dorfstr. 1a

Ob Angehörige

... der Land-, See- oder Luftstreitkräfte, sie alle sind in meinen Augen große Vorbilder. Denn nur durch die hundertprozentige Einsatzbereitschaft der sozialistischen Streitkräfte ist es möglich, den Frieden zu erhalten. Deshalb verstehe ich einige Mädchen und Frauen nicht, die sich nur widerwillig mit dem Wehrdienst ihrer Männer abfinden. Solche Einstellung zeugt von politischer Unreife.
Liane Dold, Ahlbeck

Wo ist Frank?

Gesucht wird Unteroffizier Frank Wolff. Durch Meinungsverschiedenheiten trennten wir uns. Nach einigem Nachdenken ist mir klar geworden, daß wir uns ein wenig falsch verstanden haben. Ich bitte ihn dringend, sich noch einmal zu melden.
Irene Pröhl, 1190 Berlin, B.-Bürgel-Weg 50

Am 26. Juni

... fuhr ich mit meinem Kleinkind und meinem Bruder von Berlin nach Doberlug-Kirchhain (16.38 Uhr) Ein junger Armeeangehöriger überließ uns seine Platzkarte. Dafür möchte ich mich auf diesem Weg recht herzlich bedanken.
Marion Zinnert, Finsterwalde

Kontakt gesucht

Ich lebe und arbeite in der VR Polen und suche nette Kontakte mit jungen Menschen aus der DDR. Ich bin 27 Jahre alt. Meine Hobbys sind Korrespondenzen, Reisen, moderne Musik und vieles mehr. Ich schreibe in Deutsch, Polnisch und Russisch.
Czeslaw Toczek, SKR. Pocztowa 258, 35–959 Rzeszow 2, VR Polen

Wer ist der „Anwärter"?

Am 27. 6. 1983 fuhr ich mit dem Zug 22.09 Uhr von Braunsbedra nach Merseburg. Mit mir ein Genosse Anwärter der VP. Er ist ungefähr 1,85 m groß und hat blondes Haar. Dieser Genosse war so nett, meinem kleinen Sohn und mir aus dem Zug zu helfen und trug uns das Gepäck bis zum Bahnhofsausgang. Ich möchte mich hiermit noch einmal für seine Hilfsbereitschaft bedanken. Ich würde mich freuen, wenn der Genosse dies lesen und uns schreiben würde.
Gabriele Händler, 4200 Merseburg, C.-Schorlemmer-Str. 62

gefragte fragen

„Galaxy"-Parameter?

Ich möchte gern etwas über das Militärtransportflugzeug C-5A „Galaxy" wissen und hätte gern eine fotografische Abbildung dazu gesehen.
Torsten Prüfer, Diepensee

Die C-5A „Galaxy" wurde von dem amerikanischen Luftrüstungskonzern Lockheed Aircraft Corporation entwickelt. Erstmals flog ein Prototyp am 30. 6. 1968. Ab Sommer 1969 lieferte Lockheed eine Serie von 80 Flugzeugen an die US Air Force, von denen sich noch 77 im Dienst befinden. Durch eine Heckladepforte im Unterdeck wird der Frachtraum beschickt. Alle Räume im Ober- und Unterdeck sind als Druckkabinen mit Klimaanlage ausgeführt. Die 75,54 m lange und 19,85 m hohe „Galaxy" hat eine Flügelspannweite von 67,88 m. In den Tragflügeln befinden sich 12 integrierte Treibstofftanks mit insgesamt 185480 l Inhalt. Damit erreicht die C-5A eine Flugweite von rund 10500 km. Sie kann 120 Tonnen Kriegsmaterial oder 355 Soldaten transportieren. Maschinen dieses Typs schafften Unmengen von Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Soldaten während der amerikanischen Invasion in Vietnam nach Saigon. Heute stehen Militärtransportflugzeuge C-5A „Galaxy" im Dienst der sogenannten Schnellen Eingreiftruppe des Pentagon.





ÜBRIGENS soll man mit Fragen durch die Welt kommen.

Freistellung zur Fahrschule?

Ich möchte jetzt die Fahrklasse „A" ablegen. Erhalte ich, um an der Fahrschule teilzunehmen, eine Freistellung?
Unteroffizier Holger Glanze

Die Teilnahme am Fahrschulunterricht zum Erwerb des persönlichen Führerscheins ist Angehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR nur im Urlaub möglich. Im Interesse der militärischen Aufgabenerfüllung kann dafür keine Dienstzeit zur Verfügung gestellt werden.

Woran erkennbar?

Woran erkennt man eine Militärstreife, d. h. welche Uniform trägt sie?
Jochen Müller, Berlin

Militärstreifen tragen die Dienstuniform und weißes Koppelzeug. Strukturmäßige Militärstreifen tragen außerdem ein weißes Mützenband oder einen weißen Mützenbezug.

Gefechtsmasse?

Was ist unter Gefechtsmasse eines Panzers zu verstehen?
Hans-Georg Seifert, Dresden

Das ist die Gesamtmasse des vorschriftsmäßig mit Munition und Betriebsstoffen, wie Dieselkraftstoff und Öl, aufgefüllten gefechtsbereiten Fahrzeuges einschließlich seiner Besatzung.

Wann enden Unterhaltszahlungen?

Bis wann werden an die Ehefrauen und Kinder von Soldaten im Grundwehrdienst Unterhaltsbeträge gezahlt?
Monika Baumann, Cottbus

Bis zum Ende des Entlassungsmonats, wobei es allerdings noch für einen weiteren halben Monat Unterhaltsbeträge gibt.

Abmeldung beim WKK?

Ich werde von meinem Betrieb für drei Monate in einem anderen Bezirk eingesetzt. Muß ich das dem Wehrkreiskommando melden?
Gefreiter d. R. Wilfried Uhlig, Gera

Ja, und zwar durch persönliches Erscheinen.

Wie lange ist die Dienstzeit?

Ich wurde aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig aus dem Grundwehrdienst entlassen. Wie lange muß ich bei einer erneuten Einberufung dienen?
Soldat d. R. Gunter Krams, Jena

Nach § 30 des Wehrdienstgesetzes vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12) können Sie bis zum 31. 12. des Jahres, in dem Sie das 26. Lebensjahr vollenden, erneut zum Grundwehrdienst einberufen werden. Er ist für die Dauer von 18 Monaten zu leisten, wenn Ihre vorangegangene Dienstzeit weniger als drei Monate dauerte; ansonsten wird sie angerechnet.

gruß und kuß

Bewährungsprobe

Ich grüße alle Jungen des letzten Abiturientenjahrgangs der EOS Sanitz. Ein ganz besonderer Gruß gilt meinem Freund Torsten, der seinen Ehrendienst in Halberstadt leistet. Bis jetzt haben wir diese erste Bewährungsprobe gut überstanden, und er kann sich auch weiterhin auf mich verlassen.
Regine Peters, Strasburg

Auch Mutti steht ihren „Mann"

Heiße Kampfesgrüße sende ich meinem Bruder, dem Unteroffizier der Volksmarine Thomas Malchow. Ich wünsche ihm viel Erfolg in seiner Berufsunteroffizierslaufbahn. Viele Grüße auch von seiner Mutti, die genau wie beide Söhne ihren „Mann" im Leben steht.
Frank-Michael Malchow, Rostock

Stolz auf Uwe

Ganz liebe und viele Küßchen möchte ich meinem Verlobten Offiziersschüler Uwe Schneider übermitteln und ihm sagen, daß ich ganz fest zu ihm stehe, auch wenn es manchmal schwer werden wird. Ich bin stolz auf ihn, daß er sich zu diesem Beruf entschlossen hat, denn der Kampf jedes einzelnen ist wichtig für die Erhaltung des Friedens.
Gerlinde Kibellis, Radeberg

Weitere Grüße:

Nachträglich zum 21. Geburtstag wird Soldat Steffen Schulz von seiner lieben Ronny geküßt. Annett wünscht sich, daß ihr Unteroffizier Andreas Meyer so ein prima Kumpel bleibt. Und Jan Jakob möchte seinem Schwager nachträglich zur Beförderung gratulieren, denn er ist sehr stolz auf den Stabsfeldwebel Burkhard Zeckert.

ar-markt

Suche die Bücher „Die graue Hand", „Gangster in Aktion", „Die Killer lauern", „Jagd nach dem Narbengesicht", „Der Banditenschatz" und Hefte der DIE-Reihe: J. Naumann 4440 Wolfen-Nord, W.-Sachse-Str. 32 – Tausche Wimpel „25 Jahre Warschauer Vertrag", „Tierpark Berlin", „Schiffselektrik Rostock", „IV. Wehrspartakiade der GST 1981" oder Plasticart-Modellbausätze Comet-4, TU-20, gegen Modellbaukasten für T-34 im Maßstab 1 : 30: H. Thede, 2405 Neukloster, T.-Körner-Str. 21 – Biete Marinekalender 1981–83, „Heldenschiffe der sowjetischen Seekriegsflotte" und andere Marineliteratur im Tausch gegen Marineliteratur oder alte Kursbücher der Deutschen Reichsbahn: R. Dräger, 2755 Schwerin, F.-Reuter-Str. 41 – Biete AR



5–7/9–12/64, 2/4/7–10/65, 4–12/66, komplett 1967, 1–7/10–12/68, 1–8/10 + 12/69, komplett 1970, 3/5/7–12/71, 1–5/7–12/72, komplett 1973–1982: S. Wunderlich, 8057 Dresden 24–41, Dresdner Str. 54 – Suche „Letectvi + Kosmonautika" 1–10/82, biete Fliegerjahrbuch 1960 und 1968: B. Schröter, 7513 Cottbus, Turowstr. 17 – Suche „Zolnierz Polski" 1/81–6/83: T. Eger, 1140 Berlin, K.-Maron-Str. 2, Whg. 17/3

Dann kommen Sie uns doch mal mit einer Frage.
Redaktion "Armee-Rundschau", 1o55 Berlin, Postfach 46 13o

AR-Preisausschreiben Rock für den Frieden

Rund sechstausend AR-Leser „rockten" mit bei unserem Juni-Preisausschreiben. Nur ganz, ganz wenige waren es, die nicht wußten, daß „Der blaue Planet" zu KARAT gehört, „Kontra" von der Gruppe CITY gebo-



ten und „Schwarze Flocken" von Ute Freudenberg und der Gruppe Elefant präsentiert werden, die Gruppe BERLUC „No bomb!" ruft und „Das war's" von der Gruppe NO 55 festgestellt wird sowie „Blutiger Sommer" zum Repertoire der Gruppe WIR zählt. Das Los entschied – und hier nun die Gewinner der Hauptpreise: 200 Mark für Jürgen Schmidt, 6502 Gera; je 100 Mark für Anke Feist, 6902 Jena, und Unteroffizier Dieter Hoffmann, 1636 Blankenfelde; je 50 Mark für Gina Gringmuth, 8104 Weixdorf, Soldat Jean Bauroth, 1260 Strausberg, Matrose Peter Lindner, 1422 Hennigsdorf, und Oberleutnant Gerd Krause, 2227 Peenemünde. An sie geht unser Glückwunsch – und an alle Rock-Fans ein herzliches Dankeschön fürs Mitmachen.

Nachgereicht von der Gruppe WIR

Euer Preisausschreiben war eine sehr gute Idee. Auf diese Art und Weise kann man hoffen, daß sich die Leser mit unseren Texten beschäftigen und darüber nachdenken. Leider war unser Lied in Eurer Ausgabe unvollständig. Es fehlte der für uns und die politische Aussage des Liedes sehr wichtige Satz: ‚Es gibt ein Mädchen, das heißt Palästina. / Singe mein Lied für sie und Palästina!' In der Hoffnung auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit verbleiben wir mit freundlichen Grüßen.
Gerald Ponesky, Gruppe WIR, Eichwalde

alles, was Recht ist

Ab wann können Unteroffiziere ihr Motorrad mitbringen?

Ich bin Unteroffizier auf Zeit. Da in der Dienstvorschrift steht, daß jeder Unteroffizier sein Motorrad an den Standort mitbringen kann, nahm ich an, dies sei allgemeingültig. Von meinem Vorgesetzten wurde mir aber mitgeteilt, daß das bei uns erst dann zutrifft, wenn der jeweilige Unteroffizier bereits eineinhalb Jahre aktiven Wehrdienst geleistet hat. Ist das richtig?
Unteroffizier Ralph Grohmann

Um es vorweg zu sagen: nein. Nach Ziffer 272 der DV 010/0/003 ist es lediglich den Soldaten im Grundwehr- und im Reservistenwehrdienst verboten, private Kraftfahrzeuge in den Standortbereich mitzubringen. Unteroffiziere auf Zeit unterliegen ebenso wie Soldaten und Offiziere auf Zeit sowie Berufssoldaten nicht diesen Einschränkungen; folglich können sie private Kraftfahrzeuge ohne besondere Genehmigung an den Standort mitbringen, dort abstellen und im Ausgang und Urlaub benutzen. Das wiederum gilt von dem Tage an, da sie im Dienstverhältnis auf Zeit stehen. Ausgehend von § 13 der Dienstlaufbahnordnung NVA (GBl., Teil I/1982, Nr. 12, Seite 237ff) beginnt es „zu dem Zeitpunkt, der im Einberufungsbefehl bwz. Befehl des Vorgesetzten genannt" ist, keinesfalls also erst nach eineinhalb Jahren Dienstzeit.

hallo, ar-leute!

Unklarheiten

In der AR 7/83 ist mir folgendes unklar. Der LKW TMR-2000 hat einen Tankinhalt von 210 l. Ausgedruckt ist jedoch ein Fahrbereich von nur 100 km. Ist das nun ein Druckfehler oder ist der Fahrbereich nur so gering?
Frank Heidrich, Löbau

Der Fahrbereich des LKW TMR-2000 beträgt natürlich 1000 km. Bitte entschuldigen Sie diesen Druckfehler und verbessern Sie die Angabe auf Ihrem Typenblatt.



Das Radeln ist des Lesers Lust

Mir gefallen besonders die Beiträge, die sich mit dem ASV-Sport befassen. So auch der Bericht über den Radsport in Heft 6/83 über Unterleutnant Hans-Joachim Pohl.
Martin Escher, Crenzburg



Zweimal lesen

Mit großem Interesse habe ich die Liebesgeschichte „Freitag" von Boris Wassiljew gelesen. Kostja, Fjodor, Senja sowie Kapa und Katja, die eigentlichen Helden, sind herzerfrischende, quicklebendige junge Menschen, die der Autor geradezu meisterhaft literarisch zu gestalten verstanden hat. Wassiljew ist ein guter Menschenkenner, hat – so möchte man bald glauben – autobiografische Züge in diese Geschichte eingeflochten. Man kann über die Beziehungen, besonders zwischen Kapa und Kostja, sich eines erfrischenden Schmunzelns nicht erwehren. Aber so lustig die Begebenheit dieser jungen, keimenden Liebe beginnt, um so tragischer, nachdenklicher endet diese meisterhafte Kurzgeschichte. Ich mußte sie zweimal lesen, da mich die Wege und Schicksale dieser blutjungen Menschen bis hin zum Heldentod sehr tief erschütterten. Es sind

postsack

Redaktion: Margitta Bach
Fotos: W. Mausolf, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

bewegende Schicksale! Niemals darf es wieder Krieg geben! Immer möge die Jugendfrische, die Liebe leben!
Wolfgang H. Scholt, Eilenburg

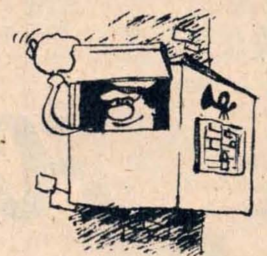
Der Ausgang der Geschichte hat mich erschüttert. Wie gut wir doch im Frieden leben! Ich habe den zweiten Weltkrieg nicht erlebt und will nicht, daß es zu einem dritten kommt. Man sollte noch öfter an die damalige Zeit erinnern. Wie kann man nur in der BRD den Faschismus verherrlichen, wo er doch so viel Elend über die Menschheit gebracht hat? Auch meine Tochter soll das nie erleben. Dafür kämpfe ich als Mitglied der SED. Auch mein Mann leistet dafür sehr viel. Nachdem er seinen dreijährigen Ehrendienst bei den Grenztruppen beendet hatte, entschloß er sich, bei der Volkspolizei den Dienst für den Schutz unseres sozialistischen Staates fortzusetzen.
Heike Horn, Karl-Marx-Stadt

Division der Bremsklötze

Dieser Bericht über die „Arbeitsweise" der Abrüstungsbeauftragten Washingtons hat mir sehr gefallen. Es ist doch erschreckend, wie die USA immer weiter rüsten und Raketen stationieren wollen, wozu sie demagogisch behaupten, die UdSSR würde sie bedrohen.
Elke Schneider, Leipzig

soldaten-post

wünschen sich:
Susann (17) und Christine (16) Keßler, 1125 Berlin, Oberseestr. 63 – Evelyn Gröger (20) 2820 Hagenow, F.-Heincke-Str. 48/1 PSF 31/54 – Christiane Kolisch (17), 7962 Dahme, T.-Münzer-Weg 11 – Uta Schemmel (15), 2355 Saßnitz, Gartenstr. 4 – Ramona Knorr (19), 9001 Karl-Marx-Stadt, Aue 22 – Cornelia Raschig (20; 1,77 m), 9132 Einsiedel, Berbisdorfer Str. 125 PSF 92 – Angelika Kurtz (21), 7401 Serbitz, Nr. 40a – Kornelia Tehm (17), 5901 Stedtfeld, Wittigsstr. 21 – Marion Kuhrmann (18), 4090 Halle-Neustadt, PSF 211 – Carmen Marek (18), 8291 Nebelschütz, Siedlungsweg 45 – Annette Müller (21), 4090 Halle-Neustadt, Block 043/3/22 – Gundula Trapp (17), 2200 Greifswald, Karl-Marx-Platz 7 – Gabriele Grams (21), 1800 Brandenburg, A.-Salfkow-Allee 4a – Silvia Rabe (18), 9201 Zethau, Hauptstr. 3 – Heike Thiel (19), 9201 Mittelsaida, Obersai-



daer Str. 4 – Katrin Stöckert (16), 9048 Karl-Marx-Stadt, Wolkensteiner Str. 2 – Stefanie Grimm (18), 3725 Rübeland, Kastanienallee 3 – Ramona Findeklee (21), 9006 Karl-Marx-Stadt, H.-Menzel-Str. 1a – Eveline Schaller (16), 5501 Windehausen, Hauptstr. 19 – Kerstin Scheiblich (19), 8250 Meißen, Kreyener Str. 13 – Christiane Linke (18), 8250 Meißen, M.-Kamprath-Str. 148 – Heike Kaiser (17), 7400 Altenburg, Frommholdstr. 31 – Birgit Langer (25), 2900 Wittenberge, Friedensstr. 21

Briefwechselwünsche werden nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben:
Martina Guntow (23), 7030 Leipzig, Ernestistr. 1 – Mona Giersch (24), 4400 Bitterfeld, E.-Thälmann-Str. 33 – Kerstin Schade (16), 5500 Nordhausen, Leninallee 47 – Ellen Alert (16), 5500 Nordhausen, Pestalozzistr. 15 – Daniela Kisser (21), 2520 Rostock, Leningrader Str. 19 – Kerstin Nehls (19), 2551 Roggentin, Dorfstr. – Annette König (20), 7532 Drebkau, Raakower Weg 9 – Gabi Gräbitz (23), 7540 Calau, O.-Nuschke-Str. 72 – Marion Holzscheck (23, Sohn 3), 1134 Berlin, Sprittastr. 10 – Annett Jaiko (25, Söhne 2 und 5), 4011 Halle, Merseburger Str. 134 – Manuela Schmidtke (24, Tochter 3), 7022 Leipzig, Daumierstr. 10 – Karin Haase (23, Tochter 2½), 1058 Berlin, Pappelallee 65 – Heidi Haut (21), 9072 Karl-Marx-Stadt, Schüffnerstr. 18 – Ines Seifert (21, Tochter 2), 4250 Eisleben, Mühlplatz 7 – Bianka Weber (17), 4107 Nauendorf II, IfG Merbitz LWH – Susanne Voigt (18), 4107 Nauendorf II, IfG Merbitz LWH – Kerstin Lösche (21; 1,78 m), 7022 Leipzig, Elsbethstr. 40 – Sylvia Scheel (21), 7026 Leipzig, Toscastr. 34 – Karola Bleul (22, Tochter 1), 7807 Hosena, Niemtscher Str. 1b – Gabi Siering (23), 8700 Löbau, R.-Müller-Str. 6



Jakowlews Flugzeuge

... sind in der ganzen Welt bekannt und in allen sozialistischen Armeen zu finden; AR gibt eine Übersicht über die strahlgetriebenen Jaks und ihre Entwicklung. Wir berichten über Nachrichtensoldaten der NVA, sportliche Reservisten und polnische Fallschirmjäger. Ein literarischer Tatsachenbericht befaßt sich mit der „Expedition Waldersee" des kaiserlichen Deutschlands, zu der sich auch Karl May geäußert hat. AR informiert über einen neuen Kundschafterfilm des Fernsehens der DDR, stellt den Maler Prof. Paul Michaelis vor und macht mit Nachtsichtgeräten bekannt. Darüber hinaus finden Sie Erinnerungen an die Rügener „Winterschlacht" 1978, die nächste Folge von „Claus & Claudia" sowie ein neues Mini-Magazin

in der nächsten



Der Fußball bewegt die Gemüter nach wie vor auch in unserem Land. Obwohl wir in den letzten Jahren, besonders was die Auswahlmannschaften betrifft, kaum Gelegenheit zu großen Freudenausbrüchen hatten.

Ganz logisch also, daß allerorts die Frage gestellt wird: Warum geht's bei uns, die wir in so vielen anderen Sportarten mit Weltniveau aufzuwarten wissen, ausgerechnet im Fußball nicht voran? Da müßte doch endlich was passieren! Nun antworte da mal klug. Ich könnte es mir einfach machen: Wir haben ja seit einiger Zeit einen neuen „Fußballbeschluß", der uns auch neue Männer mit vielen Ideen an die Schaltstellen des Deutschen Fußballverbandes der DDR brachte. Die werden es schon packen, das verflixte Fußballproblem. Freilich nur gemeinsam mit vielen Mitstreitern auf allen Ebenen, und keinesfalls von heute auf morgen. Seid nicht ungeduldig, Leute!

Aber ich sage auch dies: Ganz schnell müßten viele Verantwortliche – angefangen bei den Betreuern der Kindermannschaften bis hin zu unseren Auswahltrainern – etwas sehr Wichtiges, womit, wie ich glaube, die Misere unseres Fußballs unmittelbar zusammenhängt, dringlich verändern: die Grundeinstellung zum Fußballsport. – Ich meine damit dies: Welcher der selbstverständlich oft miteinander eng verknüpften Spielfaktoren wird als der primäre betrachtet? Tore vermeiden oder Tore schießen? Ängstlichen, defensiven „Alibi"-Fußball spielen oder risikofreudig die Offensive suchen? Nach strengen taktischen Schemata das Spiel des Gegners (zer)stören oder das eigene phantasie- und improvisationsvoll gestalten? Ersteres war wohl bisher der bestimmende

FCV im Vorwärtsgang



Trend, leider auch und vor allem in unserer Nationalmannschaft. Um aber Anschluß an das internationale Niveau und damit zum modernen Fußball zu finden, müssen wir vorwärts marschieren. Dies jedoch bedarf der konsequenten Haltung der Trainer und eines hohen Selbstvertrauens bei den Aktiven. Bei der Frankfurter Armeemannschaft ist seit geraumer Zeit einiges davon erkennbar.

1978 war der FC Vorwärts Frankfurt (Oder) auf der Talsohle seines bisherigen Weges angelangt – abgestiegen in die Liga. Dann aber gelangen der sofortige Wie-




Die Fans spielen mit




Lothar Enzmann und Harald Gramenz (rechts) können jubeln: Der Siegestreffer!

deraufstieg und in den folgenden Jahren Meisterschaftsplazierungen, welche die Gelb-Roten zum „besten Aufsteiger" der DDR werden ließen: 5. Rang 1980 und 1981, 4. Platz ein Jahr darauf und 1983 – Fußball-Vizemeister der Republik.

Nun möchte Vorwärts wieder an die großen Zeiten der fünfziger,

senz in der Oberliga-Spitze. Ein weiterer wichtiger Faktor ist das angestrengte Bemühen der Verantwortlichen um ein geschlossenes, in jeder Hinsicht einiges Kollektiv. Zum Beispiel so: Die für das vergangene Spieljahr vorgegebene Zielstellung „mindestens 4. Tabellenplatz" stockte die Truppe selber auf,

Vorstopper der Frankfurter und Mitglied der DDR-Nachwuchsauswahl – Hans-Jörg Hildebrandt



sechziger Jahre anknüpfen, als die Armee-Elf sechsmal DDR-Meister werden konnte. Der damalige Linksaußen, Oberstleutnant Jürgen Großheim, sagt heute traditionsbewußt: „Mein Ziel ist es, den alten Vorwärts-Stil wieder stärker auszuprägen." Was so viel heißt wie spielbetont, angriffsorientiert! Er folgt damit der Linie seines Trainer-Vorgängers Gerhard Reichelt. Und ich halte diese Einstellung für den Hauptgrund der erneuten FCV-Prä-

beriet und beschloß das „Kampfziel Medaillenrang" und erreichte es bekanntlich auch. An dieser Stelle erlaube ich mir mal, unsere Mannschaft in drei Gruppen zu zerlegen.

Da sind erstens die erfahrenen Haudegen. Zu ihnen zähle ich Hauptmann Frieder Andrich und Oberleutnant Lothar Hause, die Leutnante Karl-Heinz Wienhold und Ralf Probst, die Unterleutnante Frank Geyer, Lutz Otto und Lothar Enzmann sowie die Stabsfeldwebel Horst Krautzig und Rainer Pietzsch. Zweifellos herausragend in der letzten Saison –

der schon 35jährige Frieder Andrich. Seiner Eigenwilligkeit wegen von Trainern und Mitspielern oft schwer zu nehmen, hat er sich mit Engagement für die Mannschaft und gleichbleibend guten spielerischen Leistungen Achtung und Autorität erworben.

Lothar Hause, den Mannschaftskapitän, zwang eine Meniskusoperation unter die Zuschauer, weshalb er nur in der ersten Halbserie

schaft, oben wie unten nicht leicht zu bezwingen.

Die zweite Gruppe nenne ich die junge Generation. Das sind die hoffnungsvollen Vorwärts-Talente; die Oberfeldwebel Norbert Rudolph, Uwe Schulz, André Jarmuszkiewicz und Harald Gramenz, Obermeister Bernd Wunderlich und Unteroffizier Hans-Jörg Hildebrandt. Sie erkämpften sich einen Stammplatz im FCV-Aufgebot und sind

Ralf Probst, hier angeschlagen, muß vom Feld, um sich pflegen zu lassen. Trainer Jürgen Großheim tröstet ihn väterlich.



am Ball sein konnte. Sein Wiedereinsatz wird die Mannschaft sicher noch stärker machen. Als Dritter sei Torhüter Karl-Heinz Wienhold genannt, die Nummer Eins im Vorwärts-Gehäuse. Es wurde ihm sauer, seine nervliche Anfälligkeit zu bezwingen. Doch nun ist der Knoten geplatzt; der „Lange" – er mißt 1,93 m – wurde eine zuverlässige Stütze seiner Mann-

sozusagen Leistungsträger geworden. Bernd Wunderlich, vom „kleinen Bruder" Vorwärts Stralsund nach Frankfurt delegiert, erwies sich beim Oberligisten auf Anhieb als ein Schlager der Saison. Wie Frieder Andrich war auch Bernd bei allen 26 Meisterschaftsspielen auf dem grünen Rasen. Dank seiner Leistungsbeständigkeit zog er in die Olympiaauswahl unseres Landes ein und gehört auch dort zu den Besten.

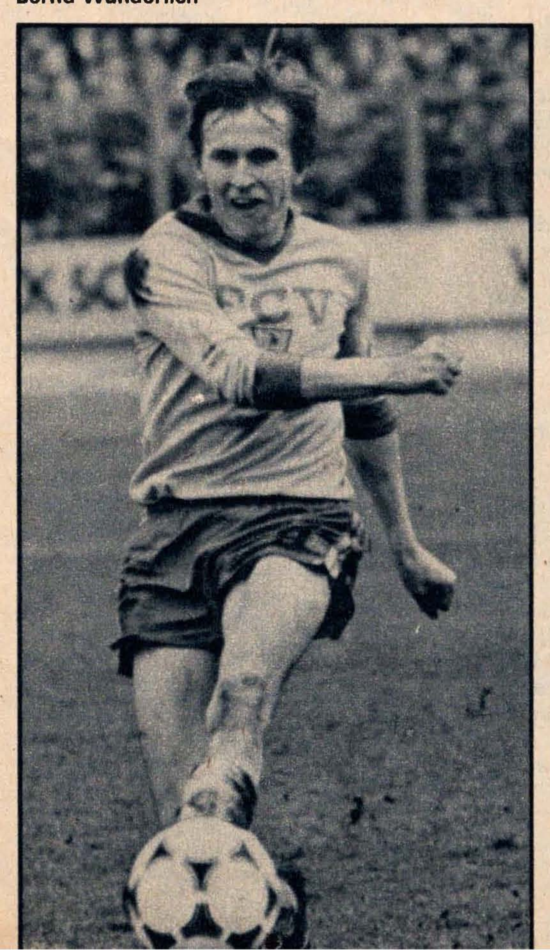
„Spielerisch versiert und vor allem bei Training und Wettkampf vorbildlich eingestellt, ist Bernd ein großer Gewinn für uns", lobt ihn Trainer Großheim. „Obwohl noch jung in unserem Kollektiv, reißt er andere mit." Ein bißchen mehr von Bernds Eigenschaften, und das große Talent André Jarmuszkiewicz könnte bald ein herausragender Mittelfeldspieler des DDR-Fußballs werden! Uwe Schulz und Norbert Rudolph spielten jahrelang in der Nachwuchsmannschaft des Klubs oder saßen dort sogar nur auf der Auswechselbank. Als sie endlich ihre Oberligachance erhielten, griffen sie beherzt zu. Ihr Selbstvertrauen gewann durch das Vertrauen ihrer Trainer und durch eigene spielerische Stabilität gehörigen Auftrieb. Nun behaupten sie sich in der „Ersten", und weitere Schritte in Richtung Auswahl-Elf sind von ihnen durchaus zu erhoffen.

Schließlich seien drittens die „Bankdrücker" genannt, die noch keinen Stammplatz haben; die Oberfeldwebel Detlef Rudolph und Frank Lehmann, Feldwebel Burkhardt Deleroi und Unteroffizier Volkmar Kuhlee. Detlef Rudolph kann sofort und ohne Bedenken in der Mannschaft eingesetzt werden, das hat er bereits bewiesen. Von Frank Lehmann und Volkmar Kuhlee erwarten die Trainer stabileres Leistungsvermögen. Und Burkhardt Deleroi, fünf Zentimeter länger als sein Konkurrent und Partner Karl-Heinz Wienhold, pariert das Leder schon vortrefflich.

Damit sind die Aktiven der Vorwärts-„Neunzehn" aufgezählt. Zu ihrem Kollektiv gehören natürlich auch die Trainer und Funktionäre, die den Mannschaftserfolg organisieren helfen und leiter, das Oberliga-Trainer-Duo Oberstleutnant Jürgen Großheim und Major Jürgen Piepenburg, dazu der Trainer der Nachwuchsmannschaft Major Erich Hamann und die beiden Jugendtrainer Major Horst Wruck und Hauptmann Peter Uckrow. Eine fast komplette „Altherren"-Oberligamannschaft also.

Ein Nachsatz sei mir gestattet. Diese Zeilen schrieb ein ehemaliger Vorwärtsspieler und jetzi-

Bewährt auch in der DDR-Olympia-Auswahl – Bernd Wunderlich



Zur Erinnerung ein Schleifchen aus der Hand des Mannschaftskapitäns Lothar Hause – begehrtes Souvenir



dafür sorgen, daß die Vorwärts-Traditionen nicht in Vergessenheit geraten und der Stolz der Aktiven auf ihr Spiel für die Farben der Armeesportvereinigung ständig wachbleibt. Sie sind „Männer vom Bau", allesamt einstige Vorwärts-Spieler, die das FCV-Ruder fest im Griff haben. An ihrer Spitze – Oberstleutnant Karl-Heinz Spickenagel, der Klubleiter. An dessen Seite Oberleutnant Gerd Schuth als Mannschafts-

ger Vorwärtsanhänger kurz vor Beginn der DDR-Fußballmeisterschaft 1983/84 in der Hoffnung, daß die Entwicklung ihn nicht Lügen strafen möge. Doch ich bin optimistisch, denn der FC Vorwärts Frankfurt (Oder) hat in der Tat den Vorwärtsgang eingelegt.

Oberstleutnant
Günter Wirth
Bild: Winfried Mausolf

An meinen Reservisten



Knapp dreieinhalb Jahre währt unsere Ehe erst, doch wieviel Ereignisse hat es in dieser Zeit gegeben: Zwei Töchter wurden geboren, wir bezogen unsere Wohnung, mein Mann leistete seinen Ehrendienst. Die 18 Monate Wehrdienstzeit waren schwer für uns. Doch jetzt, da mein Mann schon einige Wochen wieder zu Hause ist, kann ich sagen, daß wir in dieser Zeit nicht nur um ein Familienmitglied reicher geworden sind. Viele Briefe habe ich meinem Mann geschrieben. Jetzt richte ich noch einen über die ARMEERUNDSCHAU an ihn, denn vielleicht interessiert es nicht nur meinen Mann, was ich über die 18 Monate denke.

Annette Ansermann, Neuruppin

Mein Liebling!

Wie oft habe ich Dich während der Armeezeit in meinen Briefen wohl so angeredet? Schwer zu schätzen, jedenfalls hast Du einen dicken Stapel Briefe mit nach Hause gebracht. Du mußt zugeben, daß ich Dich mit Briefen, Paketen und Sonntagsbesuchen verwöhnt habe, stimmts? Aber Du hast uns auch verwöhnt. Allein die vielen Bücher, die Du für mich gekauft hast – richtige Raritäten waren dabei –, oder die Bilderbücher und Kartenspiele für unsern kleinen Schatz, die lustigen Hampelmänner und Tierfiguren aus Sperrholz ... Ja, Du hast schon genau gewußt, worüber wir uns freuen. Wenn ich zu Dir zu Besuch gefahren bin, kam ich zwar schwer bepackt, bin aber auch mit der Tasche voll solcher „Kleinigkeiten" wieder nach Hause gefahren.

Einmal, im Winter 81/82, habe ich hier bei uns an der Haltestelle fast zwei Stunden auf den Bus gewartet und bin beinahe angefroren. Zum Glück hattest Du an diesem Sonntag Ausgang, und so konnte ich mich mit einem steifen Grog in der Gaststätte aufwärmen. Im Sommer war es da besser. Mein Gott, wir sind ja manchmal kilometerweit durch die Felder spaziert. Das war viel schöner, als in der Gaststätte vorm Bier zu hocken, und mir tat es gut, weil da ja schon unser zweiter Sprößling unterwegs war.

Wir hatten zwar immer nur wenige Stunden für uns, aber dafür gab es auch besonders viel Spaß. Was haben wir gelacht, wenn ich Dir die „Taten" unserer Tochter erzählt und vorgespielt habe. Im Besucherzimmer im Objekt, wenn Du keinen Ausgang hattest, haben wir damit oft die etwas gedrückte Stimmung bei den anderen gehoben.

Zweimal ist ja auch Anja mitgefahren, damit sie wußte, was das ist: Armee. Aber so eine Fahrt ist doch zu anstrengend für kleine Kinder. Sie war da bei der Omi besser aufgehoben. Doch das obligatorische Mitbringsel vom Papi hat sie jedes Mal mit Spannung erwartet, und selbst ein Bonbon wurde da zum großen Geschenk – war es doch vom Papi, extra für seine Tochter. Und das Gute-Nacht-Küßchen, das ich ihr jeden Abend vom Papi gegeben habe, und der kleine Zinnsoldat, der mit im Bettchen geschlafen hat, das war doch fast so, als ob Du nur mal kurz weg bist.

Du hast ja von mir auch keine Tränen gesehen. Während der gesamten 18 Monate nicht, obwohl ich manchmal lieber geweint als gelacht hätte. Aber war es so nicht besser, mein Schatz? Vielleicht hat das alles dazu beigetragen, daß Du ein

guter Fahrer auf Deinem SPW geworden bist. An Fahrzeugen herumgebastelt hast Du ja schon immer gern. Ich war richtig froh über deinen Brief, in dem Du über die erste Umrüstung auf den Winter geschrieben hast. Da waren grad erst mal ein paar Wochen vorbei, und für die schnelle und gründliche Arbeit hat Eure Mannschaft eine Belobigung erhalten. Das Foto von Euch dreien vor Eurer „Windmühle" habe ich mir oft angeschaut, richtig gut siehst Du aus in der Schwarzkombi. Überhaupt hat Dir die Uniform gut gestanden (und das hat mich sogar etwas beunruhigt wegen der Mädchen). Allerdings, als ich Dich das erste Mal darin gesehen habe, das war zu Eurer Vereidigung, war ich erschrocken. Ihr alle habt irgendwie verloren gewirkt, mit verfrorenen Gesichtern unter den Stahlhelmen. Aber Ihr seid regelrecht hineingewachsen, nicht nur in die Uniform, ins Soldatenleben überhaupt. Und ich bin dabei mitgewachsen, denn wir haben uns nie mit unseren Problemen verschont. Der Lebensbereich ist irgendwie weiter geworden, meinst Du nicht auch? Weißt Du noch, was Du mir in Deinem ersten Brief geschrieben hast? Daß ich nicht soviel von unserm kleinen Mäuschen berichten soll, weil es Dir weh tut, und daß Du am liebsten mit dem Kopf vor die Wand rennen möchtest vor Sehnsucht. Auch Dein erster Urlaub war noch schlimm. Ich habe Dir ja erzählt, daß unsere Anja einen richtigen Weinkrampf hatte, als Du plötzlich wieder weg warst. Aber dann haben wir uns zusammengerissen, und jeder Besuch bei Dir oder Urlaub bei uns zu Hause war wie ein kleines Fest. Ich habe Deine Kumpel von der Kompanie kennengelernt und Du hast mir erzählt, wie Ihr die ersten Fahrübungen absolviert habt. Ich hatte immer das Gefühl, als ob Du gar nicht weg bist.

Gut fand ich auch, daß ich einmal Euern Politstellvertreter sprechen konnte. Da war ich ja schon hochschwanger mit unserer zweiten Tochter und wußte, daß ich bereits vor dem Entbindungstermin ins Krankenhaus muß. Sicher hat dieses Gespräch zu der guten Unterstützung beigetragen, die wir dann von Deinen Vorgesetzten erhielten. Du bist vom Dienst befreit worden, damit Du Dich um Anja kümmern konntest, während ich im Krankenhaus die Geburt unseres Babys erwartete. Das hat mir Kraft und Ruhe gegeben. Sicher, dafür warst Du aber auch ein guter Fahrer. Und nicht nur als Fahrer, auch sonst bist Du geachtet gewesen in Deiner Einheit. Manchmal ist Dir eine Bemerkung darüber entschlüpft, daß Du den anderen bei Reparaturen unter die Arme gegriffen hast. Auch die Art, wie Deine Kameraden mit Dir gesprochen haben, hat mir gezeigt, daß Du mehr tust als nur das unbedingt Nötige. Einige Male bist Du ja auch ganz überraschend nach Hause gekommen. „Ein Tag S!" hast Du dann nur gesagt. Und sogar jetzt hast Du noch Kontakt mit „Deiner" Kompanie.

Ja, diese 18 Monate sind eigentlich schnell vergangen. Als Du wieder zu Hause warst, war es, als seist Du nie weg gewesen. Inzwischen habe ich Dir schon wieder das erste Mal den Schnurrbart gekürzt, und die Haare sind natürlich etwas länger.

Sicher, es ist oft nicht einfach gewesen, mit allen Problemen erst einmal allein fertig zu werden, doch wenn ich Dir dann ausführlich über alles geschrieben hatte, war ich schon erleichtert. Besonders im letzten Vierteljahr, als ich Dich wegen des Babys nicht mehr besuchen konnte, waren die Briefe für mich ganz wichtig. Jetzt staune ich manchmal, wie gut alles trotz der Trennung geklappt hat; na ja, Deine Brüder und überhaupt Deine Familie (meine wohnt ja zu weit entfernt) haben sich auch mächtig ins Zeug gelegt. Aber ich glaube, die Hauptsache war doch, daß wir beide jeder zuerst an den andern gedacht haben, daß jeder seine Sache so gut wie möglich machen wollte, daß wir uns wegen der Trennung nicht gegenseitig bedauert, sondern angespornt haben.

Jetzt, nachdem Du schon wieder einige Wochen zu Hause bist, sehe ich, daß wir uns in diesen 18 Monaten näher gekommen sind, als in der ganzen Zeit vorher. Jeder weiß vom andern, was er geleistet hat, das alles hat die Liebe zwischen uns und den Kindern zu etwas Kostbarem gemacht, das man nun erst richtig zu schätzen weiß.

Wir küssen Dich ganz lieb!

Deine 3!



Konterrevolutionäre Truppen Januar 1919 in Berlin



Die Rote Fahne

Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)

Schriftleitung: Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Konstituierung der Kommunistischen Partei.

Parteinachrichten.

Reichskonferenz des Spartakusbundes.

Die Organisationen des Spartakusbundes werden hiermit zu einer am Montag, den 30. Dezember, beginnenden Reichskonferenz des Spartakusbundes eingeladen.

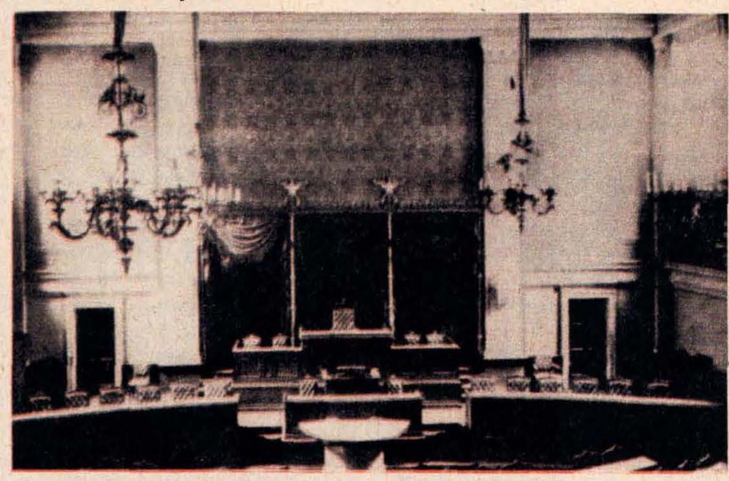
Tagesordnung:

1. Die Krisis in der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei.
2. Programm des Spartakusbundes.
3. Nationalversammlung.
4. Internationale Konferenz.

Anmeldungen der Delegierten erbeten an die Zentralstelle des Spartakusbundes Berlin SW., Friedrichstraße 217.

Die Zentralstelle.
Meyer. Eberlein.

Max Frenzel im Jahre 1980



Tagungsort des KPD-Gründungsparteitages

Mitten im Strom der Zeit



Trauerkundgebung mit Karl Liebknecht in der Siegesallee

Grau wölbt sich der Himmel über Berlin. Naß und kalt ist die Luft an diesem 6. Dezember 1918, die Max Frenzel – noch immer im kaiserlichen Soldatenrock – durch die Nase zieht. Er tritt aus der Vorhalle des Schlesischen Bahnhofes und geht hinüber zur 68er Straßenbahn, die ihn nach vier Jahren Krieg nach Hause bringen wird. Endlich und endgültig.

In gleicher Minute – doch davon weiß der 25jährige Berliner nichts – beginnt sich in der Chausseestraße vor den Germania-Sälen ein Zug revolutionärer Soldaten und Arbeiter zu formieren. Heiß diskutierte man drinnen und folgte dann Liebknechts Worten: Der freche Putsch vom Vortag, als bewaffnete Konterrevolutionäre versuchten, den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte von Groß-Berlin zu verhaften, muß die gebührende Antwort erfahren. Denn allerorts erhebt die Reaktion ihr Haupt. So gehen sie auf die Straße,

Polizeipräsident Emil Eichhorn hat dies zudem genehmigt.
Die Bahn legt sich quietschend in die Kurve. Dieser Ton ist Max wesentlich sympathischer als das Pfeifen von Granaten. Ein Grund, weshalb er damals in Graudenz auch gleich die erste Gelegenheit beim Schopfe griff, sich vorm Waffendienst zu drücken. Der Arbeiter Max Frenzel wollte ganz und gar nicht Kanonenfutter fürs Kapital sein. „Sattler ‚raustreten!' " hatte der Spieß beim Morgenappell gebrüllt. Der Preßvergolder Frenzel machte einen Schritt vor die Front. Sein Vater, Sozialdemokrat seit 1886, betrieb im Berliner Wedding eine kleine Schusterwerkstatt. Das betrachtete Max als hinlängliche Qualifikation. Wer als Neunjähriger schon einmal seinen Hintern auf Bebels Bank im Reichstag gewetzt hatte, auf welche ihn Onkel Max Vogel bei einer Besichtigung drückte, der war gewitzt genug, den Herrschenden wie das große Vorbild den Daumen zu zeigen. Der Sattler in der Armeewerkstatt, in der sie gebrochene Holzteile für Militärflugzeuge leimten oder auswechselten und anschließend mit Leinwand bespannten, hatte Frenzel rasch durchschaut. Doch er verriet ihn nicht...
Max Frenzel schaut hinaus in die trübe Straße. Wenige Menschen hasten auf dem Trottoir dahin. Naß glänzt das Pflaster. Von Revolution, so scheint es, nirgends eine Spur. Die Leute sind mehr bemüht, etwas zum Beißen zwischen die Zähne zu kriegen, als darum, eine neue Welt zu errichten. Alles wie gehabt.
Revolution! Das ist ein Thema, was Max Frenzel beschäftigt, so lange er denken kann. Und das ist mindestens seit 1908, als er sich der revolutionären Jugendbewegung anschloß. Da kannte er Karl Liebknecht bereits seit drei Jahren; Vater war schließlich Wahlmann und nahm ihn nicht eben selten zu Versammlungen mit. Über Frenzels Gesicht zieht ein Schmunzeln. Gut kann er sich noch des stets wiederkehrenden Eröffnungszeremoniells solcher Kundgebungen erinnern. Jedesmal trat der Versammlungsleiter, flankiert von einem Polizeioffizier und zwei Bütteln, an die Rampe und fragte ins Auditorium: „Sind hier Jugendliche unter 18 Jahren im Saale, so fordere ich sie auf, gemäß Reichsgesetz" – und dann folgte ein Schwanz Ziffern und Artikel – „den Raum zu verlassen." Er und die anderen Jungs, denen es von der Obrigkeit verwehrt war, sich politisch zu betätigen oder gar zu organisieren, duckten sich daraufhin tiefer in die Reihen – und blieben.
1914 ging er mit einigen Freunden auf die Walze. Als sie eines heißen Sommertages in Belzig ankamen, lallte ihnen ein Betrunkener entgegen: „Brüder, in Sarajevo ist der Erzherzog ermordet worden!" Na und, zuckten sie die Schultern, was interessiert das uns? In Bayern dann schrie es von allen Litfaßsäulen und Wänden „Mobilmachung!". In den Kneipen und Herbergen machte ein jeder Jagd auf Spione. Da wurde es auch Max, dem Sozialdemokraten mit preußischer Zunge und bayerischer fremder Kluft, zu heiß.
Doch wie zurück? Sämtliche Züge rollten bereits für den Sieg und blieben Zivilisten verwehrt. Wie aber kamen die Uniformierten auf den Perron? Sie hielten ihren blauen Militärpaß in die Höhe und passierten die Sperre. War nicht auch sein Arbeitsbuch von eben jener Farbe? Als sich wieder ein Pulk Soldaten der Knipswanne näherte, hängte sich Max an die Traube, riß sein Büchlein hoch – und war durch.
In Berlin standen die Genossen Kopf. Am Zahlabend – an jedem ersten Mittwoch im Monat traf man sich im Parteilokal, entrichtete die Beiträge und hielt gleich die Versammlung ab – kriegte man sich in die Wolle. Das heißt, eigentlich nur mit einem, denn mehr Proleten fanden sich nämlich nicht, die ihrer rechten Parteiführung folgten und den Kriegskrediten zustimmten. Die anderen lehnten diese konsequent ab. Und das war bei Max, dem Linken, auch so.
An die Front schickten ihm seine Genossen rebellische Zeilen; Hedwig, seine Frau, sie arbeitete beim Deutschen Metallarbeiterverband in der Linienstraße, und Schwager Erich Steinert, bei AEG Turbine beschäftigt, hielten ihn auf dem Laufenden.
Jetzt, im Dezember 1918, gehört Erich zu den revolutionären Obleuten, doch davon soll Max Frenzel erst später erfahren. Ihn, so hat sich Max vorgenommen, will er zunächst fragen, warum die Revolution die Menschen nicht besser mache. Als sie vor drei Wochen in Frankreich die Nachricht ereilte, in Berlin habe Liebknecht die Freie Sozialistische Republik ausgerufen, und er, Max Frenzel, gleichzeitig den Befehl erhielt, Kisten mit Stiefeln, Hemden und anderen nützlichen Dingen in die Heimat zu begleiten – da hockte er im Waggon auf dem Zeug wie eine Glucke auf den Küken. Denn immerhin, so dachte sich Max, waren diese Holzkisten durch seine Anwesenheit und den Sieg der Revolution zu Volkseigentum geworden, was nun natürlich auch geschützt sein müsse. Insofern durften auch Leute mit roten Armbinden nur zum Zwecke der Verteilung ihre Finger in die Truhen senken. Bis Halle hatte er die Kammerbestände sichern können, dann jedoch war er dem Ansturm der Plünderer erlegen...
Die Bahn hält. Fahrgäste steigen neugierig aus. Max sondiert die Lage. Ein Zug von Demonstranten schiebt sich die Chausseestraße hinunter. „Hoch Liebknecht!" ruft die Menge, „Nieder mit der Regie-

rung Ebert-Scheidemann!" Max Frenzel will einstimmen, reißt den Mund schon auf – da fallen Schüsse.
Die Straße ist von Gardefüsilieren vollständig abgeriegelt. Ein Maschinengewehr speit einen Feuerstoß in die Wand aus Menschenleibern. Aus zweitausend Kehlen quillt ein Wutschrei, vierzehn Männer liegen tot auf dem Pflaster. Die aufgebrachte Masse stürzt, getrieben wie von einem Willen, vorwärts. In Sekunden sind die Soldaten entwaffnet.
Am anderen Tag ist Max Frenzel, dem Aufruf des Spartakusbundes folgend, mit Zehntausenden Berliner auf der Straße, um gegen diese konterrevolutionäre Mordtat zu protestieren.
Der Strom der Ereignisse reißt ihn mit sich fort. Kein Tag, wo nicht Aktion Reaktion fordert, es brodelt, gärt. Ungestüme Gewalten prallen aufeinander. Und es zeigt sich deutlicher denn je, was Lenin schon im Juli 1916 beklagte: „Der größte Mangel des gesamten revolutionären Marxismus in Deutschland ist das Fehlen einer festgefügten ... Organisation, die systematisch ihre Linie verfolgt und die Massen im Geiste der neuen Aufgaben erzieht."
Im Donner der Konterrevolution vernehmen nur wenige die Nachricht, daß am Montag und Dienstag, den beiden letzten Tagen des Jahres 1918, der Spartakusbund zu einer Reichskonferenz in den Festsaal des preußischen Abgeordnetenhauses lädt. Spartakist Frenzel liest die kurze Notiz in der „Roten Fahne", die sechs Tagesordnungspunkte und den Hinweis „Zuhörerkarten werden durch die Bezirksführer des Spartakusbundes ausgegeben".
Viel Zeit hat er nicht, denn schon naht die „Spartakuswoche", die gleich nach Neujahr beginnt; da soll er in der Lausitz aktiv werden. Aber der Willi John, sein Freund und Leiter des Spartakusbundes im Berliner Stadtbezirk Wedding, wird hingehen und ihm berichten, was es gab. Daß dort eine neue, DIE Partei gegründet werden wird, ahnt Frenzel nicht im geringsten.
Als er am frühen Morgen des zweiten Tages im neuen Jahr 1919 gen Weißwasser dampft, mit Flugblättern von Spartakus im Gepäck, hat er Willi noch nicht gesprochen und weiß folglich nicht, daß 83 Delegierte von 46 Ortsgruppen des Spartakusbundes, elf Mitglieder der Zentrale, drei Vertreter des Roten Soldatenrates, ein Jugendvertreter und 16 geladene Gäste in geschlossener Sitzung mit drei Gegenstimmen folgendes beschlossen haben: „Unter Lösung seiner organisatorischen Beziehungen zur Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USP) konstituiert sich der Spartakusbund als selbständige politische Partei unter dem Namen Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund)."
Der Abgesandte der Kommunisten Sowjetrußlands Karl Radek, auch davon wird Max Frenzel erst nach seiner Rückkehr hören, hatte unter zustimmendem Applaus erklärt: „Ihr werdet als Nachahmer der russischen Revolution dargestellt. Ihr werdet als Agenten des Sowjetrußlandes dargestellt. Was die Nachahmung anbetrifft, so hat die russische Revolution unendlich viel gelernt von dem deutschen arbeitenden Volk. Das, was wir in Sowjetrußland verwirklichen, das ist nichts anderes als die große unverfälschte Lehre des deutschen Kommunismus, den Marx vor der Arbeiterklasse der ganzen Welt vertrat."
Und weiter hatte Radek gesagt: „Wenn Ihr beschimpft werdet als Agenten des bolschewistischen Rußlands, so sind wir gemeinsame Agenten einer großen Sache, die über euch und uns steht, der Sache der Befreiung des arbeitenden Volkes vom Joche des Kapitalismus."
Die Gedanken Radeks, für dessen Kopf die „Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus" 10000 Reichsmark bot, faßte Rosa Luxemburg so in eigene Worte: „Wir sollen es nie vergessen, wenn man uns mit den Verleumdungen gegen die russischen Bolschewisten kommt, darauf zu antworten: Wo habt Ihr das ABC Eurer heutigen Revolution gelernt? Von den Russen habt Ihr's geholt ..."
Am 5. Januar ist Max Frenzel wieder in Berlin. An den Säulen prangen rote Plakate, die in dicken Lettern mit verlogenen Worten zum Mord an Arbeiterführern aufrufen: „Tötet Liebknecht! Dann werdet ihr Frieden, Arbeit und Brot haben! – Die Frontsoldaten". Am Tag zuvor war Polizeipräsident Emil Eichhorn von der Reaktion aus dem Amt getrieben worden.
Nun zieht eine Viertelmillion Menschen – darunter bewaffnete Schutztrupps der Arbeiter, „Schwarze Katzen" genannt, – vom Tiergarten zum Alexanderplatz vors Polizeipräsidium.
Frenzel befindet sich mitten im Strom. Der Kampf geht weiter, in einer knappen Stunde wird er ein Gewehr in den Händen halten ...
Tage später wird er seine erste rote Parteimitgliedskarte bekommen.
PS. Max Frenzel lebt heute, inzwischen 90jährig, in einem Feierabendheim in Berlin-Friedrichshagen. Er ist körperlich rüstig und geistig vital. Fast scheint es, als wären die langen Jahre im faschistischen Zuchthaus Brandenburg-Görden ohne große Folgen an ihm vorübergegangen. Seit geraumer Zeit schreibt er an seinen Erinnerungen. Mehr als sechsmal hundert Seiten sind bereits gefüllt, und er ist noch nicht einmal über die 20er Jahre hinaus.
Text: Falk Scheffel
Bild: Archiv

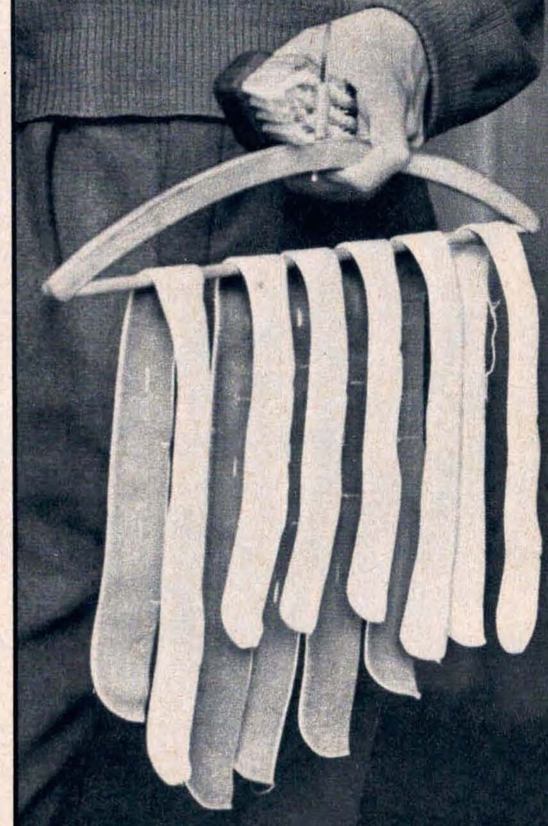
Unbekannter Künstler November 1918, Plakat

Es sind fünfundsechzig Jahre vergangen, seit dieses Plakat bei Wüsten und Co. in Frankfurt am Main gedruckt wurde. Der Verlag: Nachrichtenamt des Arbeiter- und Soldatenrates hatte es in Auftrag gegeben.
Der Künstler, der das Plakat gestaltete, ist unbekannt. Weisen die Buchstaben WK, verbunden mit einer 18, die das Entstehungsjahr bezeichnet, auf ihn hin? In der Literatur heißt es prosaisch „anonym". Wenn wir auch nicht wissen, wer der Autor war, so ist jedoch auf den ersten Blick zu sehen, auf welcher Seite er in den Tagen der Novemberrevolution stand. Mit Text und Bild bringt er sein flammendes Bekenntnis zum Ausdruck.
Im oberen Teil der Grafik versuchte der Künstler die Worte des Gedichtes bildhaft sichtbar werden zu lassen. Er nutzt dabei stark verallgemeinerte illustrative Symbole, die von revolutionärem Pathos geprägt sind. Aus einem imaginären Raum, durch Wolken oder auch Theatervorhänge stößt kraftvoll eine Hand, die fest eine Waage hält. Die linke Hand ist zu einer Faust geballt und schlägt wie bei einem Pauken- oder Gewitterschlag auf die eine Waagschale. Die andere, auf der Machtsymbole der christlichen Monarchie liegen, schnellt empor. „Gewogen und zu leicht befunden" lauten die Worte des Gedichtes, die hier versinnbildlicht werden sollten. Die ganze Szene wird erleuchtet von der aufgehenden Sonne im Hintergrund, die mit dem Schriftzug „November 1918" noch genauer charakterisiert wird.
Die Bildsprache des Plakates ist einfach, verständlich und agitatorisch. Es sollte begeistern, überzeugen und aktivieren, ohne daß man lange überlegen muß. Die symbolhafte, allegorische Bildsprache war zu dieser Zeit nichts außergewöhnliches. Sie traf den geübten Betrachter. Die zuschlagende Faust ist für jedermann identifizierbar mit Arbeiter, Arbeiterklasse, werktätiges Volk. Die Waage, Kennzeichen der Justitia, bringt zum Ausdruck, daß nun Gerechtigkeit im Sinne der Arbeiterklasse herrschen wird. Königskrone und Mitra kennzeichnen die imperialistische Macht, gegen die sich das Volk erhoben hat. Die aufgehende Sonne, die Morgenröte ist der neue Anfang, das Licht des Tages, die Zuversicht. Eng verbunden ist dieser Begriff natürlich auch mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und dem legendären Schuß der Aurora (Morgenröte), die den Arbeitern und Soldaten Deutschlands den Weg wies und Beispiel war. Das Plakat, noch mit der Jahreszahl 1918 gekennzeichnet, ist unter dem unmittelbaren Eindruck der revolutionären Ereignisse im November entstanden. Es ist voller Leidenschaft, Schwung und Gefühlserregung. Uns erscheint es heute vielleicht etwas romantisch verklärt, aber es hat nichts von seiner Kraft und Faszination verloren. Das Plakat diente der politischen Werbung für den Sozialismus. Die revolutionäre Arbeiterklasse in Form des Arbeiter- und Soldatenrates ist unmittelbarer Auftraggeber, ein Zeichen dafür, daß sie sich der emotionalen Kraft von Kunst bewußt war. Die Bildsprache wirkt optisch so stark, daß der Vorübereilende nähertritt und die Schrift im unteren Teil des Plakates liest. Sie ist hart und kantig, jedoch gut überschaubar. Hier soll ein Inhalt klar zum Ausdruck gebracht werden, nichts wird verschnörkelt oder verschönt. Die Buchstaben wurden schnell aber bestimmt geschrieben. Die Abstände und Größen sind nicht genau auszirkuliert und abgewogen. Sie vibrieren getragen von der Größe der Zeit, der Ideen und den Taten, von denen sie künden.
Für uns ist dieses Plakat Sachzeuge eines revolutionären Ereignisses, das sich in diesen Tagen zum 65. Male jährt. Der Originaldruck ist eine Rarität. Er wird im Museum für Deutsche Geschichte aufbewahrt und erhalten.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: K. Gebauer


NOVEMBER
1918
UND ALS DIE GROSSE MORGENRÖTE KAM,
DA WOG DAS VOLK DIE ARBEITSAME FAUST
AUF GEGEN GOTTESGNADENTUM UND KAPITAL
UND ALLGEWALTIG TÖNTE DA DER RUF:
GEWOGEN
UND ZU LEICHT BEFUNDEN!
AM SOZIALISMUS
WIRD DIE WELT GESUNDEN!

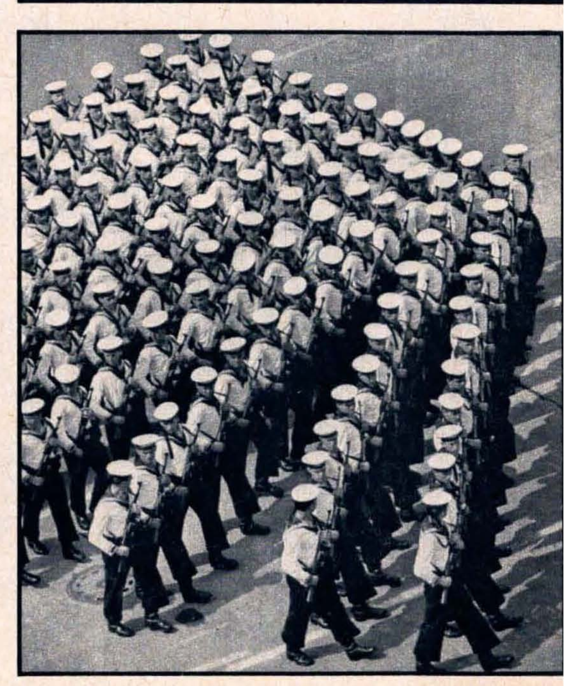


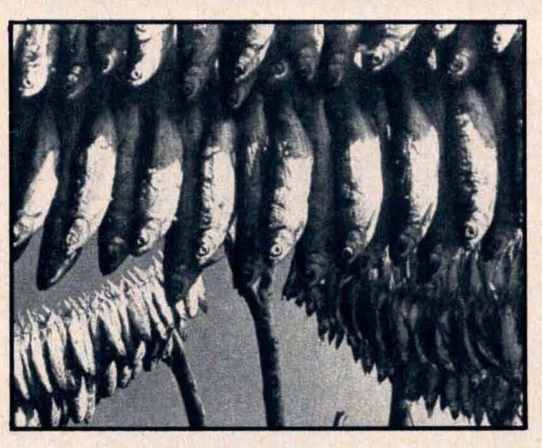




In Reih' und Glied













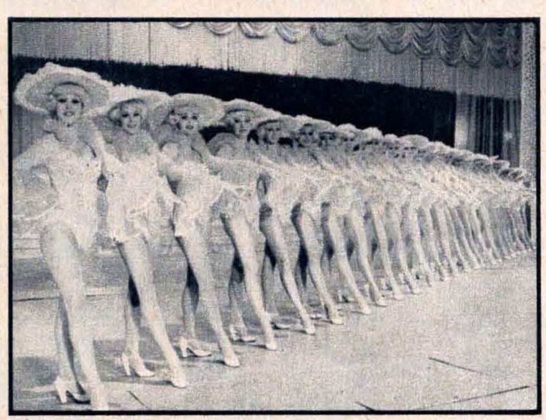


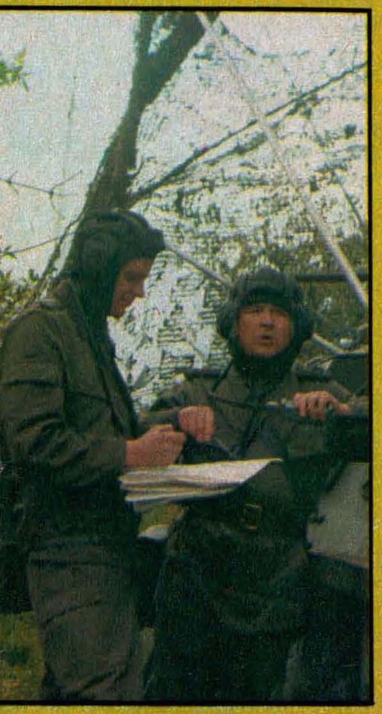
Bild: Uhlenhut (2), Gebauer (1), Große (1), Archiv (1), ZB (3), Schorsch (1), Ortner (1)

„... bin ich stolz, meine Arbeit tun zu dürfen!“









„Da ist er tatsächlich zu unserem Polterabend gekommen. Und in Uniform. Das junge Volk hat vielleicht geguckt, so aus der Nähe hatte noch keiner einen General gesehen. Eine gute Stunde ist er geblieben!"

In den Worten von Unteroffizier Mrachacz schwang noch immer die Freude mit, die ihm Generalmajor Zeh bereitet hatte. Ein Generalmajor auf dem Polterabend seines Kraftfahrers? Beginnt man so den Report über einen Militär dieses Ranges? Es geht auch militärisch.

Es war der 13. April dieses Jahres. Die erste Hälfte des Ausbildungsjahres 1982/83 war für den Verband Zeh beendet. Er hatte alle geforderten Normen erfüllt. Diese Einschätzung konnte ihm endgültig aber erst dann zugesprochen werden, wenn Offiziere der Führung durch eine möglichst gleiche persönliche Leistung, wie sie die Genossen in den Truppenteilen erbracht hatten, dieses Ergebnis „bestätigten". Sie hatten dazu an diesem Morgen mit dem Schützenpanzer zu fahren und zu schießen. Am 12. April hatte Generalmajor Zeh seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Trotzdem stieg er als erster von der Führung in den Schützenpanzer. Er fuhr eine Eins und schoß eine Zwei. Seine Offiziere erreichten gleiche Ergebnisse.

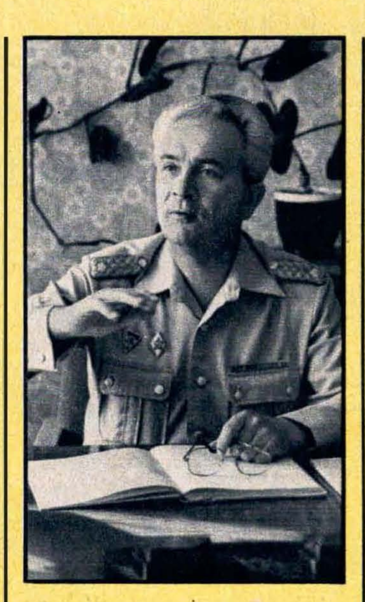
Oder: Die 83er FDJ-Delegiertenkonferenz im Verband fiel ausgerechnet in die Zeit, da Generalmajor Zeh zu einer Schulung an die Militärpolitische Hochschule kommandiert war. Eine Konferenz ohne ihn war für die Jugendfreunde undenkbar. Also

schrieben sie an den Kommandeur der Hochschule und baten für ihren General um Wochenendurlaub. Generalmajor Zeh kam und erfüllte die Erwartungen der Delegierten, äußerte als Kommandeur seine Vorstellungen darüber, mit welchen Leistungen die jungen Soldaten im Friedensaufgebot der Freien Deutschen Jugend wirksam werden sollten. Im Ohr geblieben ist den Delegierten aber auch der Toast ihres Generals am Ende der Konferenz: „... wenn ich eine Zeit habe, wo mir die Arbeit scheinbar zuviel wird, denke ich an die Soldaten in den Truppenteilen und daran, was sie täglich leisten müssen. Dann finde ich neue Kraft und bin stolz, meine Arbeit tun zu dürfen!"

Drei Episoden. Doch es sind nicht die einzigen Geschichten, die dem Reporter über Generalmajor Zeh erzählt wurden. Keine war dabei, in der Genosse Manfred Zeh nicht mitten im so oft zitierten Truppenleben stehen würde. Welchen Umfang hat es für einen Kommandeur seiner Ebene?

Der Reporter kam dazu, als der General seine Truppenteile auf eine neue Ausbildungsetappe vorbereitete.

In nichts glich die Situation den allgemeinen Vorstellungen von der Arbeit eines Stabes. Weder beugten sich die Offiziere über Karten, noch verdeutlichten sie mit energischen Handbewegungen die Idee ihrer künftigen Handlungen. Vielmehr saßen sie dichtgedrängt um einen langen Tisch. Der wiederum stand nicht in einem Gefechtsstand, dessen Wände etwa mit Balken abgestützt waren, sondern im nüchternen Planungsraum des Stabsgebäudes. An der Stirnseite saß der General. Er informierte die Offiziere über seinen Entschluß zur Organisation und Führung des 2. Ausbildungshalbjahres 1982/83. Dem Anschein nach nüchterne Leitungsarbeit, vergleichbar mit der Planmethodik eines Industriekombinats. Nur, hier wurde auf Zuwachs von



Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft orientiert, so daß sich in die Vorstellungen des Zuhörers schon die Weite des Gefechtsfeldes, die Wucht der Panzerangriffe oder der energische Sturm der mot. Schützen drängten.

Die Ideen, die Generalmajor Zeh vortrug, waren schlicht Leitlinien für die nachfolgende Planungsarbeit seines Stabes. Darin hieß es: „... die politische Ausbildung der Soldaten und die gesellschaftswissenschaftliche Weiterbildung der Offiziere sind so zu führen, daß sie auf ein hohes Ergebnis in der Gefechtsausbildung der Truppenteile wirken. Die Freizeit der Armeeangehörigen ist durch die weitere Erhöhung des Kulturniveaus der Kommandeure und der anderen Kader sowie der Kultureinrichtungen interessanter zu gestalten. Erstrangig ist mir die Sicherung einer aktiven Jugendarbeit und einer effektiven Massenkontrolle des Wettbewerbs durch den Jugendverband."

Im weiteren verlangte Generalmajor Zeh, „so viele Kollektive wie nur möglich sollen Verpflichtungen im sozialistischen Wettbewerb übernehmen und die, die sich dazu entschlossen haben, sind zu Erfolgen zu führen. Dabei werde ich nicht dulden", energisch unterstrich der General diese Worte, „daß sich jemand mit den neuen, höheren Forderungen in der Wettbewerbsdirektive entschuldigt. Wir müssen stärker als bisher vorbildliche Leistungen profilieren und den Wettbewerb öffentlicher machen. Die Spitzenstellungen des Robert-Uhrig-Regiments und des Georg-Stöber-Truppenteils sind durch uns zu sichern, die anderen sind an diese guten Leistungen heranzuführen." Als Generalmajor Zeh zur Methodik in der Gefechtsausbildung sprach, sagte er: „Auch wenn es Meinungen gibt, daß wir uns zu stark auf die Taktik und die Schießausbildung konzentriert haben, verlange ich dennoch weiterhin die enge Verbindung von taktischer und Schießausbildung ..."

Der General äußerte dann seine Forderungen zur Organisation des militärischen Lebens und ihrer Rückwirkung auf Ordnung, Disziplin und Wachsamkeit. Er sagte dazu: „... man will nicht immer sehen, daß Disziplin und Ordnung einfach nötig sind, um im Kriege die Aufgaben zu erfüllen, sondern stößt sich an den ‚unsinnigen' Forderungen nach Exaktheit und Pünktlichkeit bei Anlässen, wo man von der augenblicklichen Logik her schon toleranter sein könnte. So aber kann man sich auf die in einem Krieg objektiv wirkenden Gesetze nicht vorbereiten." Schließlich wandte er sich nochmals an die Offiziere: „Ich verlange von meinen Stellvertretern und den Offizieren des Stabes, daß sie aus den Ideen der Vorgesetzten eigene Aufgaben ableiten und durchsetzen!"

In seinem Entschluß hatte der General auch sehr detaillierte Forderungen an die verschiedenen Waffengattungen und Dienste geäußert, die sich in seinem Verband vereinen. Wohl befehligt er mot. Schützen, doch hat die Entwicklung im Militärwesen dazu geführt, daß heute nicht nur Panzer, sondern eine starke Artillerie, eine umfassende Luftabwehr, spezialisierte Pionier- und sogar Raketeneinheiten einem



mot. Schützenverband zugeordnet sind und dessen Gefechtsausbildung so auch recht unterschiedlich profiliert sein muß.
Es war nicht zu übersehen, in seinem Vortrag offenbarte Generalmajor Zeh die Grundidee, nach der er seine Truppen in der kommenden Ausbildungsetappe führen würde. Für den Reporter war er bereit, einige Passagen seiner Ausführungen zu kommentieren:
„Wenn ich meinen Forderungen zur Gefechtsausbildung der Truppenteile die nach ihrer politischen Erziehung, der politischen Massenarbeit und ihrer kulturellen Betreuung vorangestellt habe, dann deshalb, weil hier erhebliche Reserven liegen. Wer Erfahrungen in gesellschaftlicher Arbeit hat, weiß, wie wirksam damit die Menschen zu beeinflussen sind. Hier finden wir doch die Zeit und auch die differenzierten Mittel, dem Soldaten einleuchtend klar zu machen, was wir von ihm auf dem Gefechtsfeld verlangen müssen und warum. Im Gefecht bleibt mir doch nur Zeit zur Formulierung des Befehls, und den muß er ausführen. Er wird es aber immer nur wieder in der Qualität können, wie ich sein Denken darauf vorbereitet habe."

Zur Problematik des sozialistischen Wettbewerbs erläuterte er: „Ja, ich bin mehrmals kritisiert worden, weil ich soviel Verpflichtungen wie möglich verlange. Die Genossen sagen, das sei unreal, es wären oft keine echten Verpflichtungen. Nun bin ich aber der Ansicht, der Wettbewerb muß Massencharakter haben, und wenn der Soldat freiwillig mehr tun will, ist es da nicht viel leichter, mit dem Mann zu arbeiten? Da existiert doch neben dem Befehl etwas, zu dem er sich persönlich bekannt hat. Wenn ich von profilieren sprach, dann meine ich nicht Wettbewerb überall und mit jedermann, sondern Konzentration auf zugkräftige Beispiele. Die gibt es nun mal bei den Besten. Deshalb muß ich verhindern, daß die nicht schlechter werden. Also halte ich meine Offiziere an, sowohl den zurückgebliebenen als auch den leistungsstarken immer wieder zu helfen. Da ist kein Widerspruch. Sonst würde es nicht weitergehen. Aber es entstehen schon Probleme dabei. Da muß ich sogar in meinem Führungsorgan wachsam bleiben, daß mir da nichts durch die Finger rutscht. Zur Anleitung und Hilfe in einen guten und bewährten Truppenteil geht jeder gern. Das angetroffene gute Beispiel färbt auf den eigenen Einsatz ab. Diejenigen aber, die dort zu helfen haben, wo es nicht so gut läuft, auf die fällt doch scheinbar etwas von diesem Makel. Die Frage steht sofort im Raum, was hast du zur Besserung der Situation getan? Und das scheuen viele.
Es kommt hinzu, so ein Truppenteil ist äußerst vielschichtig. Schon die Erfahrungen seines Kommandeurs und seiner Offiziere sind so unterschiedlich wie ihr Lebensalter und die Zeit, die sie in ihrer Kommandohöhe wirken. Wie soll man da rangehen? Darüber gibt es nicht selten im Kreis meiner Stellvertreter verschiedene Ansichten. Und nicht alles läßt sich so einfach auf dienstlicher Ebene klären. Da helfen mir die Parteiberatungen der verantwortlichen Kommunisten des Stabes. Dort erarbeiten wir uns den einheitlichen Standpunkt dazu, und nicht immer deckt der sich mit meiner Meinung. Mir bleibt es dann überlassen, ausgehend von der realen Lage, meine Entscheidung als Einzelleiter zu treffen.
In solchen Situationen gehe ich nicht selten zu den Genossen der sowjetischen Garnison. Mit dem Kommandeur und den Offizieren seines Stabes habe ich ein sehr



freundschaftliches Verhältnis. Die Freunde haben eine hohe Achtung vor der militärischen Arbeit, dazu eine außerordentliche Bereitschaft, die eigenen Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Als ich vor zwei Jahren an einem Mißerfolg zu knabbern hatte, da hat mir diese Haltung der sowjetischen Genossen geholfen, richtig zu entscheiden. Sie haben mir geraten, welche Verbündeten ich mir im eigenen Bereich suchen und welche Methoden ich anwenden sollte. Ich sage es, wie es war – ihre Überzeugung in die eigene Kraft hat auch mich aufgerichtet."

Nochmals überflog der General sein Manuskript, dann meinte er: „Da wäre noch die Sache mit der Taktik und dem Schießen. Das moderne Gefecht verlangt die verstärkte Verbindung dieser Hauptausbildungszweige. Sind es doch die Methoden, mit denen der Soldat im Gefecht den Sieg erkämpft, indem er sich richtig auf dem Gefechtsfeld bewegt und mit seiner Waffe trifft. Es gibt aber noch andere Hauptausbildungszweige und dazu auf allen Führungsebenen dafür auch verantwortliche Stäbe. Manchmal sehen dort die Genossen ‚schwerpunktmäßig' nur ihr Spezialgebiet. Kurz gesagt, wenn die von mir verlangte Qualität in der Taktik und im Schießen in allen meinen Truppenteilen erreicht ist, werde ich das Verhältnis zu den anderen Ausbildungszweigen ändern. Es liegt doch in meiner Verantwortung, hier die Lage zu beurteilen. Wenn meine Soldaten auf dem Gefechtsfeld versagen, nimmt mir keiner ab, wenn ich sage: Ich habe derzeit andere Schwerpunkte als Taktik und Schießen!"

Noch bevor der Reporter für diese Erläuterungen danken konnte, schaute der General auf seine Uhr: „Um 15.00 Uhr kommen Schüler der Karol-Swierczewski-Oberschule. Wollen Sie mitkommen?" Damit hatte er den Reporter zur Jugendweihestunde eingeladen, die von ihm vorbereitet war: „Ich gehöre nicht zu denen, die nur am Tage der Jugendweihe hingehen und reden", sagte er noch.

Die Schüler und ihre Lehrerin, Frau Weise, hatten sich auf die Begegnung mit „ihrem" General vorbereitet. Sie bauten Recorder und Mikrofon vor ihm auf. Die Begegnung, so sagten sie, solle der Anfang einer Dokumentation werden, die an der Schule den Staatsbürgerkundeunterricht und die Wehrerziehung unterstützen werde. Sie fragten also drauflos und erfuhren: Der General war Landarbeiter und wollte als Siebzehnjähriger nicht mehr bei einem Bauern und für zwei Mark pro Tag arbeiten; die DDR war erst wenige Monate alt, und die LPG gab es noch nicht. Mitglied der FDJ war Manfred Zeh damals schon. Weil ihn eine Werft mit siebzehn als Schweißer nicht genommen hatte, gab er sich um ein Jahr älter aus und wurde Angehöriger der Volkspolizei. Eine nochmalige Absage wollte Manfred Zeh nicht riskieren. So war er nach dem Besuch einer Offiziersschule mit achtzehn schon Offizier, hoffte aber immer noch, irgendwann Lehrer zu werden. Noch während der Ereignisse um den 17. Juni 1953, als seine Einheit in Berlin zur Niederschlagung des konterrevolutionären Putsches eingesetzt war, bat der junge Offizier um Aufnahme in die SED. Die Situation gab seinem älteren und im Klassenkampf erfahrenen Genossen Paul Schackholz recht: Der Konterrevolution, welche Methoden sie auch anwenden würde, konnte nur eine bewußte und kampfbereite junge Generation gewachsen sein. Das war auch zugleich seine Entscheidung, Offizier zu bleiben. Staunen bei den Jungen und Mädchen, als sie hörten, daß

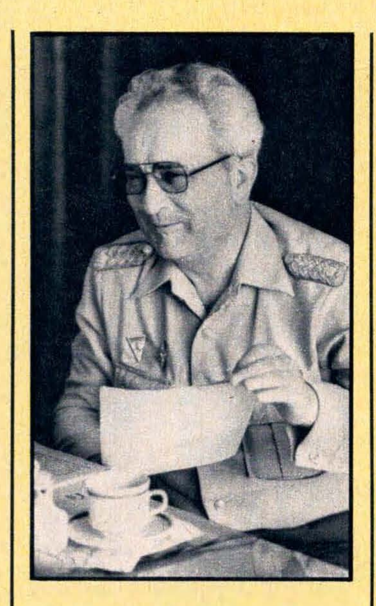
der heutige General sein Abitur im Abendstudium nachgeholt hat, als Major noch einmal zur Schule ging. „Ohne Wissen kann man keine gute Arbeit leisten. Aber dieses Wissen hatte uns Arbeiterkindern die alte Gesellschaft vorenthalten!“ Nein, kein erhobener Zeigefinger. Der Gegensatz zur eigenen Erfahrung der Kinder wirkte schon, und auch das Vorbild. „Ihr“ General hat ja noch eine militärische Hochschule, eine Militärakademie und die Akademie des Generalstabes der Sowjetarmee absolviert. Über eine Frage der Schüler wunderte sich der Reporter: „Worauf führen Sie das gute Verhältnis zu Ihren Unterstellten zurück?“

Der General dazu: „Ich bin kein Gnatzkopf, und das macht mich vielleicht bequem. Allerdings bemühe ich mich immer um ein enges Verhältnis zu anderen Menschen. Ich mache mich deutlich, damit sie mich begreifen, ohne daß ich schimpfen oder bestrafen muß. Ich suche das parteiliche Verhältnis zu ihnen, das durch Kritik und Selbstkritik charakterisiert ist. Ich sage jedem, was ich über ihn denke, und erwarte gleiches von ihm. Ich freue mich, wenn meine Genossen Erfolg haben, wenn ich spüre, wie sie wachsen und stärker werden. Es ärgert mich, wenn sie keinen Erfolg haben!“

War sie überhaupt so verwunderlich, diese Frage?

Die Schule liegt im Standortbereich des Verbandes. Viele Genossen, die in seinen Truppenteilen dienen, haben ihre Kinder dort. Sollte sich da nicht die öffentliche Meinung über den Kommandeur bei ihren Kindern widerspiegeln? Und die wollten es jetzt genau wissen. Länger als vorgesehen dauerte deshalb wohl die Begegnung mit den Schülern.

Am nächsten Tag bot der Stab dem Reporter ein verändertes Bild. Die Offiziere trugen Felddienstuniform und saßen sichtlich auf dem Sprung. Gefechtsübung im Monat der Vorbereitungen auf die neue Ausbildungsperiode? „Stabstraining“, erläuterte Oberst Keller die Situation, „von uns selbst angesetzt. Obwohl die Einwände der anderen Stellvertreter dagegen nicht vom Tisch zu weisen waren, hat sie der General doch überzeugt, daß noch vor Beginn des neuen Ausbildungshalbjahres diese persönliche Qualifizierung der Offiziere nötig ist. Er hätte es sich leicht machen können und sagen: Verantwortlich ist der Stabschef, melden Sie mir die Bereitschaft des Führungsorgans für die bevorstehenden Kommandostabsübungen ...!“



Im Gefechtsstand waren am Nachmittag die Tische mit topographischen Karten bedeckt. Die Chefs und Leiter der Waffengattungen und Dienste erhielten vom General die Aufgabe, einen Marsch vorzubereiten. Die angenommene Lage verlangte das Beziehen einer Verteidigung und den Übergang zum Angriff in einem Hunderte Kilometer vom Standort entfernten Raum. Dem Reporter fiel es schwer, an ein „Spiel“ zu glauben, so ernsthaft wurde das Zyklogramm abgearbeitet, wurde der räumliche und zeitliche Ablauf des Einsatzes der Kräfte und Mittel durchgespielt. Zyklogramme gibt es auch in Bereichen der Produktion. Nur, die Militärs haben die Folge ihrer Entscheidungen an unzähligen Modellversuchen zu trainieren und zu überprüfen, um Alternativen für das Gefecht zu erkennen und Fehler auszuschließen.

Auch dieses Training zeigte, nicht jeder Entschluß hatte zu vollem Erfolg geführt. So war man vom verfolgten Zeitablauf her nicht rechtzeitig zum Beziehen der Konzentrierungsräume „aufgebrochen“. „Konzentrieren heißt nicht nur ankommen, sondern auch unterbringen und tarnen. Auch das kostet Zeit!“ mahnte der General seine Offiziere.

Noch ein weiteres Problem offenbarte sich während des Trainings. Dazu stelle man sich vor: Für Hunderte schwerer Fahrzeuge, viele von ihnen auf Ketten, stehen drei Straßen mit maximal 12 m Breite zur Verfügung. Sie führen dazu noch durch Ortschaften, über Brücken mit unterschiedlicher Tragfähigkeit und durch bergiges Terrain. Damit der Verband vollzählig dem „Gegner“ gegenübertreten konnte, war der Marsch so zu organisieren, daß allen Truppenteilen ihrer technischen Spezifik entsprechende Marschstraßen zugeteilt wurden und die Zeit für die gesamte Bewegung und ihrer Etappen kalkuliert war.

Eine Aufgabe für den Rechner, aber auch, wie Generalmajor Zeh in der Auswertung dieser Etappe feststellen mußte, an seine Programmierer: „Das Ergebnis aus der Rechenmaschine darf nicht nur wenig früher vorliegen als das mit der Hand errechnete. Da muß die Maschine doch noch Reserven haben? Da ist die Eingabemethodik zu prüfen. Die Marschberechnung muß die Kraftfahrer und Regulierer erreichen. Denken Sie daran, je schneller das Führungsorgan Angaben über die Lage aufarbeitet, um so frühzeitiger können die Truppenteile reagieren!“ Der Re-

Fortsetzung auf Seite 49

AR-Preisausschreiben



WIE LANGE? WIE WEIT? WIE SCHNELL?

Bodo Baum könnte den beiden B seines Namens heute noch ein drittes hinzufügen, denn soeben ist er als Beobachter eingesetzt worden. Als Gefreiter im 3. Diensthalbjahr weiß er um seine Verantwortung, denn schließlich ist das Beobachten eine Aufklärungsmethode. Es geht darum, den Gegner rechtzeitig zu erkennen, Überraschungen für die eigenen Truppen zu verhindern und Angaben über den Gegner zu ermitteln, die der Kommandeur für seine Entschlußfassung braucht.





Orientierungspunkte, die bislang bekannten Angaben über den Gegner, sein Beobachtungsplatz und Beobachtungssektor, besonders im Auge zu behaltende Richtungen, Abschnitte und Objekte sowie die Ordnung, nach welcher die Beobachtungsergebnisse zu melden sind – all das ist dem Gefreiten an Ort und Stelle befohlen worden. Nachdem er seinen Beobachtungsplatz auf einer Bodenerhebung bezogen und sich gut getarnt hat, nimmt er für sich zunächst eine Grobeinteilung des Geländes vor. Ein einzelstehender Baum markiert die 500-m-Grenze des Vorder-, ein Feldrain den Abschluß des Mittelgrundes bei etwa 1000 m. Alles danach ist der Hintergrund.

Ein aufgeklärtes Ziel, so überlegt Bodo, kann erst dann wirkungsvoll bekämpft werden, wenn die Entfernung zu ihm mit ausreichender Genauigkeit bestimmt wurde. Noch ist es hell, so daß er von normalen Sichtverhältnissen ausgehen kann. Da ist ein Fabrikschornstein mit bloßem Auge auf 15 km, ein hoher einzelstehender Baum auf 2000 m, eine marschierende Kolonne auf 1500 m zu erkennen – auf welche Entfernung aber die Bewegung der Hände und Füße eines gehenden Menschen? Für den Gefreiten ist dies keine Frage. Aber eine (und damit die erste) für Sie, liebe Leser. Drei Varianten bietet Ihnen unser Beobachter an:

Kann man die Bewegung der Hände und Füße eines gehenden Menschen bei normalen Sichtverhältnissen mit bloßem Auge auf 1000, 700 oder 400 m erkennen?

Noch, so konnte der Gefreite Baum feststellen, ist es hell. Bald aber wird die Dunkelheit hereinbrechen. Doch Bodo ist darauf vorbereitet und weiß selbstverständlich auch in dieser Situation, wie er sich zu verhalten hat. Beispielsweise: Nicht in Lichtquellen blicken! Vielmehr die Augen davon abwenden, bedecken oder schließen. Es dauert nämlich seine Zeit, bis sich das Auge wieder der Dunkelheit angepaßt hat. Übrigens nicht wenige Sekunden, sondern einige Minuten. Dazu die zweite Frage unseres Beobachters:

Benötigt das Auge, um sich wieder an die Dunkelheit zu gewöhnen, fünf bis sechs, zehn bis elf oder 15 bis 20 min?



AR-Preisausschreiben

Bei Nacht verringern sich natürlich die Sichtmöglichkeiten, und es wird für Bodo zweifelsohne schwieriger, bestimmte Einzelheiten mit dem bloßen Auge auszumachen. Im Geist geht er noch einmal durch, welche Werte wofür zutreffen. Auf gut fünf Kilometer kann man das Fernlicht eines Kraftfahrzeuges erkennen, auf rund 1500 m das Licht einer Taschenlampe ohne Filter, auf 100 m eine Abstandleuchte. Jedoch, nicht nur diese Art von Lichtquellen sind bedeutsam – es kann schon das Anzünden eines Streichholzes sein. Viele wollen es kaum glauben, wie weit das zu sehen ist. Und so folgt nun unsere dritte Beobachterfrage:

Ist ein brennendes Streichholz bei Nacht mit bloßem Auge bis 600, 800 oder 1100 m zu erkennen?

Ganz sicher, überlegt der Gefreite, muß ich in der Nacht die Augen aufhalten, aber auch meine Lauscher. Noch mehr als am Tage gilt es, auf Geräusche zu achten, sie zu klassifizieren und danach die Entfernung zu bestimmen. Wie war das im einzelnen: Fahrende Panzer auf einer befestigten Straße sind auf gut vier Kilometer zu hören, Huptöne von Fahrzeugen auf zwei Kilometer, Erdarbeiten in festem Boden auf etwa 1500 m und das Klappern von Ausrüstungsgegenständen auf 400 m. Jedoch, wie ist das mit knackenden Zweigen? Vieles hat der Gefreite im Kopf, aber dieser Zahlenwert fällt ihm nicht ein. Können Sie, liebe Leser, unserem Beobachter helfen? Überlegen Sie bitte:

Auf welche Entfernung sind in der Nacht knackende Zweige hörbar – auf 70, 80 oder 100 m?

Bodo Baum hat es sich auf seinem Beobachtungssitz bequem gemacht – in dem Sinne, daß er nicht verkrampft sitzt, ein ausreichendes Sichtfeld hat und selbst keine Geräusche verursacht. Längst ist die Nacht hereingebrochen. Da blitzt in der Ferne ein Mündungsfeuer auf. Der Gefreite zählt sofort die Sekunden mit, die vergehen, bis er den Knall (Schall) hört. Die Gleichung, mit der er die Entfernung bestimmen kann, ist ihm geläufig: $E = t \times v$. So rechnet er: 12 Sekunden sind vom Aufblitzen des Mündungsfeuers bis zum Hören des Mündungsknalls vergangen, folglich ist die Zahl 12 (t) mit der Schallgeschwindigkeit (v) zu multiplizieren. In Sekundenschnelle hat er das Ergebnis in Metern – und Sie, liebe Leser, haben Sie es auch schon? Wenn Sie auf Anhieb wissen, wie hoch die Schallgeschwindigkeit ist, dürfte das ja wohl nicht schwer sein. Und so lautet die fünfte und letzte Frage unseres Beobachters:

Wie groß ist nach der Formel $E = t \times v$ die Entfernung, wenn vom Aufblitzen eines Abschusses bis zum Hören des Abschußknalls 12 Sekunden vergangen sind?

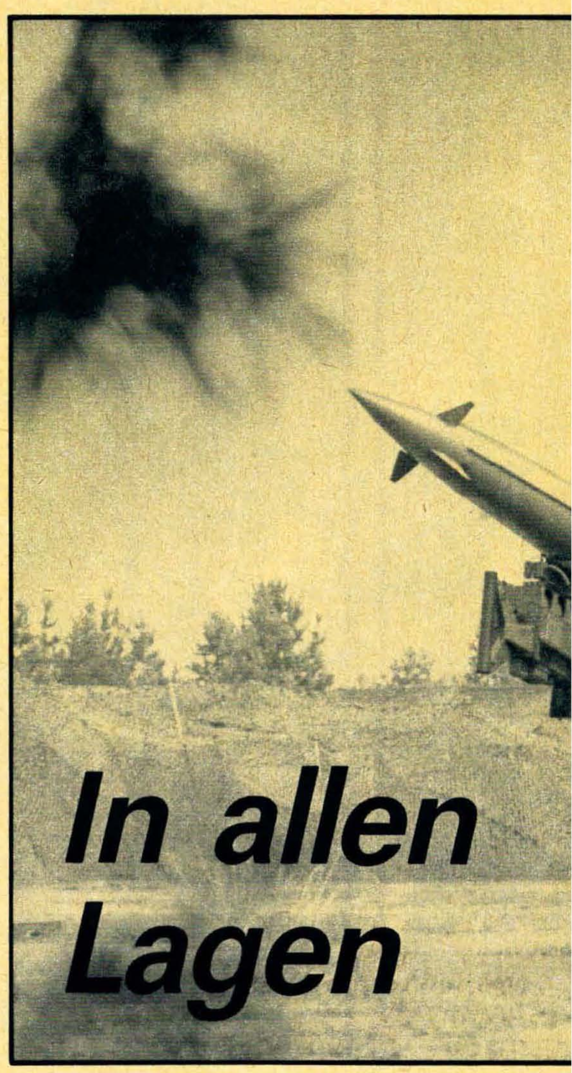
Der Beobachter Bodo Baum hat sich auch bei der Erfüllung dieser militärischen Aufgabe als erfahren und zuverlässig erwiesen. Machen Sie, liebe Leser, es ihm nach, und beteiligen Sie sich an unserem Preisrätsel. Schicken Sie dazu Ihre Lösungen in der Reihenfolge der Fragen und mit den jeweils richtigen Zahlen-Antworten auf einer Postkarte an

Redaktion
„Armee-Rundschau"
1055 Berlin,
Postfach 46 130
Kennwort: Preisrätsel

Einsendeschluß ist der 10. Dezember 1983. Unter den richtigen Lösungen werden ausgelost:

1 × 150 Mark
1 × 100 Mark
2 × 50 Mark
5 × 30 Mark

Außerdem sind 11 Langspielplatten zu gewinnen. Wir wünschen Ihnen Spaß beim Knobeln und das Glück des Tüchtigen!



In allen Lagen

Vor allem zu Spionageflügen gegen sozialistische Länder ist von den USA der Allwetter-Aufklärer RF4C „Phantom II" entwickelt worden. Mit seinen beiden Strahltriebwerken erreicht er eine Höchstgeschwindigkeit von rund 2400 km/h. Diese Maschine kann also innerhalb von 3 bis 4 Minuten die halbe DDR überfliegen und dabei der NATO die notwendigen Aufklärungsergebnisse für die Einsatzplanung ihrer kernwaffentragenden Bomber beschaffen.
Könnte – wenn unsere Fla-Raketensoldaten der Luftverteidigung nicht wachsam sein würden.
Einsatzbereit zu sein bedeutet für die Bedienungen der Vierlingsstartrampen – Scharfschützenkomplex von unseren sowjetischen Waffenbrüdern genannt – tägliches Üben von Schnelligkeit, Genauigkeit, Kraft und Ausdauer. Aber auch das Anerziehen von Mut und Willenskraft. Denn kaum haben sie den schützenden Unterstand erreicht, kann erneut das Kommando „1. Bedienung. 2. Startrampe – Gefechtslage!" kommen. Dann heißt es, neue, verschußbereite Fla-Raketen vom Zil-131, dem Transportladefahrzeug, in weniger als einer Minute auf die Startrampe umzuladen, auch dann, wenn der Gegner die Feuerstellung angreift oder Massenvernichtungsmittel einsetzt. Gleichbleibende Leistungen über Stunden, auch unter vollständig angelegter Schutzbekleidung, inmitten von Bränden – in allen Lagen müssen sich die Bedienungen bewähren, damit sie den ihnen zugewiesenen Abschnitt des Luftraumes der Republik sicher schützen.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Hauptmann Walter Jeromin





Werkstatt unter freiem Himmel



Feuer im Wald!

Meine Befürchtungen bestätigten sich glücklicherweise nur zum Teil. Denn der Lichtschein, der aus dem Kiefernwald drang, hatte seinen Ursprung zwar in Flammen. Aber die fraßen nicht am Unterholz, sondern nährten sich redlich von Koks. Auf einem rechteckigen Platz, der von einem Brandschutzstreifen begrenzt war, arbeitete Gefreiter Schmidt in seiner Feldschmiede. Sie gehört zum Instandsetzungsplatz für mechanische Arbeiten der hier im lichten Nadelwald entfalteten Instandsetzungskompanie des Thomas-Müntzer-Regiments. Während Genosse Schmidt, zwischen Schmiedefeuer und Amboß pendelnd, dem glühenden Eisen die gewünschte Form gab, führte mich der zweite Mann am Platz durch die kleine Werkstatt unter freiem Himmel. Der Gefreite Norbert Böhme hatte gerade sein Schweißgerät aus der Hand gelegt, mit dessen Hilfe er dem Kommandantensitz eines Schützenpanzerwagens wieder die notwendige Stabilität verliehen hatte. Bei der Fahrt über den Truppenübungsplatz war dessen Rohrrahmen gebrochen.

Aber im Verlauf von realen Gefechtshandlungen würde seine Hauptarbeit im Beseitigen von Beschädigungen an der Gefechtstechnik bestehen, die von Panzerabwehrmitteln und Panzern des Gegners, von dessen Flugzeugwaffen oder Panzerminen verursacht wurden, erklärte der Schweißer, der im Zivilberuf Chemieanlagenmonteur ist.

Nacheinander erklimmen wir die fünf Stufen zu einem Zelt auf Rädern und stehen in einer fahrbahren Werkstatt E und A. Hinter dieser Bezeichnung verbirgt sich eine in einem Planenkoffer auf dem Basisfahrzeug Ural 375 D untergebrachte Werkstattausrüstung. Hier ist alles vorhanden was gebraucht wird, um qualifizierte Gas- und Elektroschweißarbeiten, Schmiede- und Klempnerarbeiten an Kraftfahrzeugen und Panzertechnik ausführen zu können. Eine Bohrmaschine mit Ständer, ein Schraubstock und die Tischschleifmaschine gehören genauso dazu wie Schmiede- und Schweißwerkzeuge, Schweißdraht und Elektroden, Stahlflaschen mit Azetylen, Argon und Kohlendioxid oder die verschiedensten Werkzeuge für Demon-

Ein Kranpanzer birgt den T-55 aus versumpftem Gelände

tage- und Montagearbeiten und ein Werkzeugsatz für Metallklebearbeiten. Schon während ich mir das alles anschaute, fiel mir auf, daß auch wenn draußen mit einigen dieser Werkzeuge gearbeitet wurde, die Werkbank aufgeräumt und der Werkzeugschrank verschlossen waren, der Wagen einen blitzsauberen Eindruck machte. „Das muß ja so sein. Bei all dem, was hier auf engstem Raum untergebracht ist, können wir uns keine Unordnung leisten", sagte der Gefreite. „Wie schnell können Spezialwerkzeuge verlorengehen, vergessen werden, wenn wir innerhalb weniger Minuten unsere Werkstatt zusammenpacken müssen, um dem Regiment zu folgen, wenn es kurzfristig verlegen muß. Da klappen wir unsere Feld-



Die Genossen der Panzerinstandsetzungsgruppe hatten eine Zylinderkopfdichtung zu wechseln

schmiede zusammen, kappen das Tarnnetz, verstauen alles im Wagen, hängen unser Arcobil, das uns den Schweißstrom für Elektroarbeiten erzeugt, an, und schon sind auch wir verlegebereit."

Wenn es darauf ankäme, brauchten die Männer, die wenige Meter weiter bei einem T-55 den Ölkühler wieder einbauen, auch nicht mehr Zeit, um mit ihrem Werkstattwagen im Gefecht oder auf dem Übungsplatz liegengebliebenen Panzern wieder auf die Ketten zu helfen. Genauso beeilen sich hier die Angehörigen der von Oberfeldwebel Klerolt geführten Panzerinstandsetzungsgruppe, damit der von ihnen reparierte Panzer so schnell wie möglich wieder in die Gefechtsordnung des Regiments zurückkehren kann. Ihren Arbeitsplatz haben sie mit einer Zeltplane getarnt. So versuchen sie, sich der Aufklärung durch den „Gegner" zu entziehen. „Ja, Panzer fallen nicht nur im Gefecht aus. Sondern, das kann auch verschiedene technische Ursachen haben. Manchmal sind sie schlecht gepflegt und die technische Wartung oberflächlich ausgeführt worden. Und es kommt auch vor, daß Fahrer und Besatzung die Nutzungsregeln für ihren Panzer nicht einhalten. Meistens handelt es sich aber um natürlichen Verschleiß wie bei diesem Panzer, wo wir eine Zylinderkopfdichtung wechseln mußten. Bisher haben wir aber jeden wieder flott bekommen." Der Oberfeldwebel ist mit der Arbeit seines kleinen Kollektivs zufrieden.

Zwar könnten sie nicht alle möglichen Defekte am Panzer beheben. Jedoch mit der Ausrüstung ihrer fahrbaren Panzerwartungs- und Instandsetzungseinrichtung, kurz PWIE, seien sie zum Beispiel in der Lage, Panzertechnik nach ihrem Einsatz zu waschen und zu entaktivieren, Störungen in der Elektroausrüstung zu beseitigen, ganze Baugruppen der Motoranlage, der Kraftübertragung und des Laufwerkes auszuwechseln und sogar Gasschweißarbeiten durchzuführen.

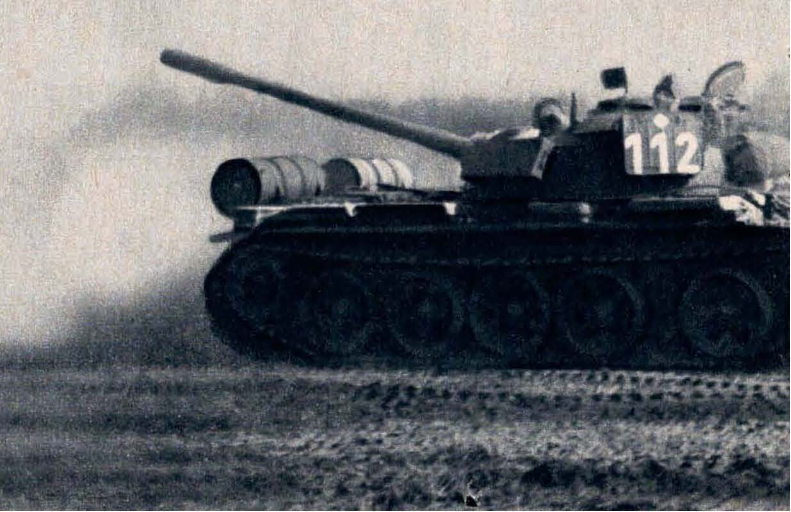


Kurzerhand entschlossen sich die Gefreiten Naumann und Griebenow, ihren SPW selbst zu reparieren

Zwei hinzukommende Gefreite unterbrachen den Oberfeldwebel. „Ihr habt doch in der PWIE auch einen Werkzeugsatz für Räder-SPW." Sie seien mit ihrem Schützenpanzerwagen wegen eines defekten Radvorgeleges liegengeblieben, erzählten sie. Für die mot. Schützen hieß es daraufhin, von ihrem Transportfahrzeug abzusitzen. Sie mußten zurückbleiben. Und nun fehlte eine ganze Gruppe in der Gefechtsordnung.

Um mit ihrem Fahrzeug schnell wieder zur Einheit zu gelangen, entschlossen sich die Gefreiten Naumann und Griebenow kurzerhand, den SPW selbst zu reparieren. Für Bernd Griebenow, gelernter Landmaschinenschlosser und Fahrer des SPW war das „eigentlich ganz normal. Wir sehen doch, daß die Jungs hier alle Hände voll zu tun haben und im Augenblick keinen Mann entbehren können. Schließlich hat die Kampftechnik, also der Panzer, Vorrang vor unserem Fahrzeug. Ich hab so etwas schon mal gemacht und denke, das kriegen wir in den Griff."

Die beiden bekamen ihren Schüt-





Gefreiter Schmidt in der Feldschmiede

Gefreiter Böhme schweißt den Kommandantensitz eines SPW

zenpanzerwagen wieder in Gang.

Von ihrem Kranpanzer aus sahen Unterfeldwebel Becher und Unteroffizier Schumacher ihnen dabei zu. Sie hätten gern geholfen. Doch ihr Platz war nun einmal auf ihrem Fahrzeug. Und dort werden sie auch gebraucht, während einer Übung sicher weniger, aber auf jeden Fall im Gefecht. In dessen Verlauf können in kurzer Zeit auf einer großen Fläche verteilt mehrere Kampfmittel ausfallen. Und diese Fahrzeuge würden sich häufig noch im Bereich der Waffenwirkung des Gegners befinden, womöglich erneut beschädigt werden. Dann würde zu ihrer Instandsetzung bedeutend mehr Zeit benötigt oder es würde sogar unmöglich, diese Fahrzeuge überhaupt wieder zu reparieren.

Um das zu verhindern, stehen den Instandsetzungseinheiten Kranpanzer und Panzerzugmaschinen zur Verfügung. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Bergung von Panzern und Kfz.-Technik aus dem Wirkungsbereich gegnerischer Waffen, aus Räumen, in denen der Gegner Massenvernichtungsmittel eingesetzt hat, in naheliegende Dekkungen.

Auch können auf dem Gefechtsfeld völlig einsatzbereite Fahrzeuge beim Überwinden von Panzergräben, Betonhöckern, Trichtern, Steilhängen, Flüssen oder versumpften Geländeabschnitten steckenbleiben. Kampftechnik und die anderen Fahrzeuge verlören ihre Kampffähigkeit und könnten ihre Gefechtsaufgabe nicht lösen. Damit diese Fahrzeuge so schnell wie möglich in die Gefechtsordnung zurückkehren können – auch dafür steht die Kranpanzerbesatzung bereit, dem ihr über Funk bezeichneten Fahrzeug zu helfen.

Inzwischen hat sich die Nacht über der Werkstatt im Freien ausgebreitet. Doch noch ist an Feierabend längst nicht zu denken. Denn gerade sind die Panzer, die den ganzen Nachmittag auf dem Übungsplatz eingesetzt waren, im Gefechtspark eingetroffen. Ihre Besatzungen, unterstützt von Genossen der Instandsetzungsgruppen mit ihren fahrbaren Wartungs- und Instandsetzungseinrichtungen und Tankwagen, bereiten ihre Technik für den nächsten Tag vor. Die Fahrzeuge werden mit Kraftstoff aufgetankt, Anlagen und Baugruppen mit Öl aufgefüllt, Kraftstoff-, Luft- und Ölfilter gereinigt, damit sie auch morgen wieder ihre Gefechtsaufgabe mit hoher Qualität erfüllen können.

Text: Major Ulrich Fink
Bild: Gebauer, Uhlenhut, Jeromin, Tessmer

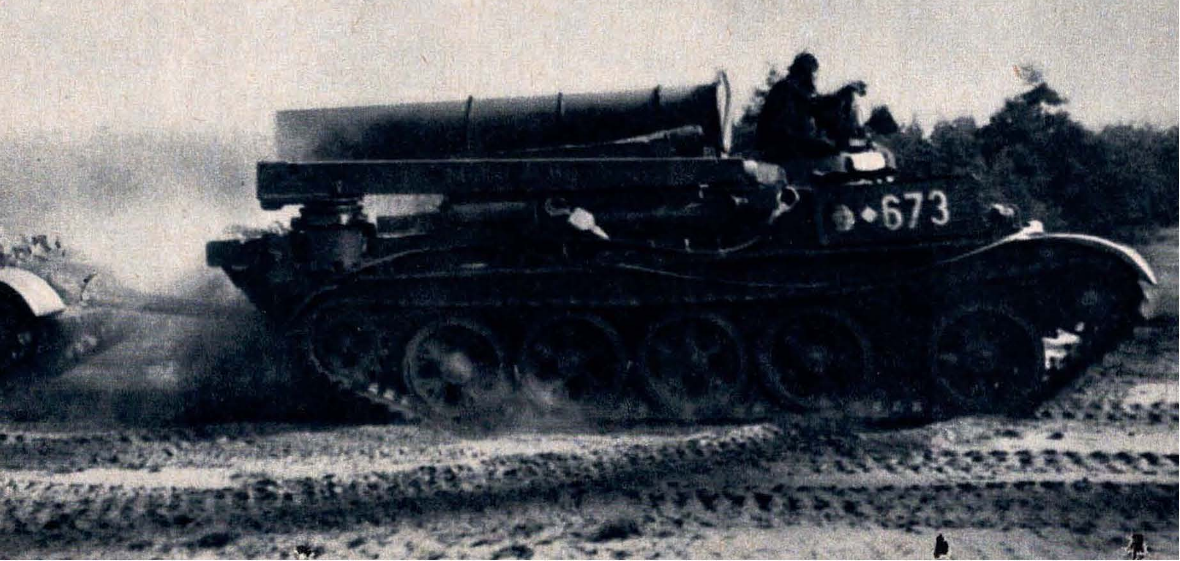




Bild: Günter Gueffroy

ar Waffensammlung

Wachschiffe

Zu den ersten Projekten, mit denen die Sowjetunion Ende der 20er Jahre den Neuaufbau ihrer Seestreitkräfte einleitete, gehörten vielseitig verwendbare Überwasserkampfschiffe für das Küstenvorfeld und die Randmeere. Damit sollte die Flotte befähigt werden, die Verteidigungsstellungen seeseitig bewachen und bei der Abwehr eines imperialistischen Angriffs die in Küstenrichtung handelnden eigenen Truppen wirkungsvoll unterstützen zu können, ohne dafür die Hauptkräfte der Flotte einsetzen zu müssen. Der taktisch-technischen Charakteristik nach paßte das ausgearbeitete neue Konzept in keine der traditionellen Kampfschiffsklassen und verlangte eine eigenständige Bezeichnung, die man in „Storoshewoj korabl" (SKR), d. h. „Wachschiff" fand. Die Indienststellung des SKR-Erstlings SCHTORM im Jahre 1931 bedeutete deshalb gleichzeitig die Einführung einer neuen Kampfschiffsklasse in die sowjetische Kriegsschiffsklassifikation.

Mit über 70 m Länge und über 600 ts Verdrängung entsprachen das Typschiff SCHTORM und die übrigen Einheiten des „Schlechtwettergeschwaders", wie sie allgemein wegen ihrer der Meteorologie entlehnten Namen in der Marine genannt wurden, größenmäßig ungefähr den damaligen Torpedobooten. Die Geschwindigkeit brauchte jedoch nicht so hoch angesetzt zu werden, weshalb man die Schiffsform etwas gedrungener gestalten und damit besseres Seeverhalten erreichen konnte. Als Bewaffnung verfügten die robust gebauten, turbinengetriebenen Schiffe über Universalartillerie gegen See- und Luftziele, über Maschinenwaffen zur Fliegerabwehr, Torpedos und Wasserbomben.

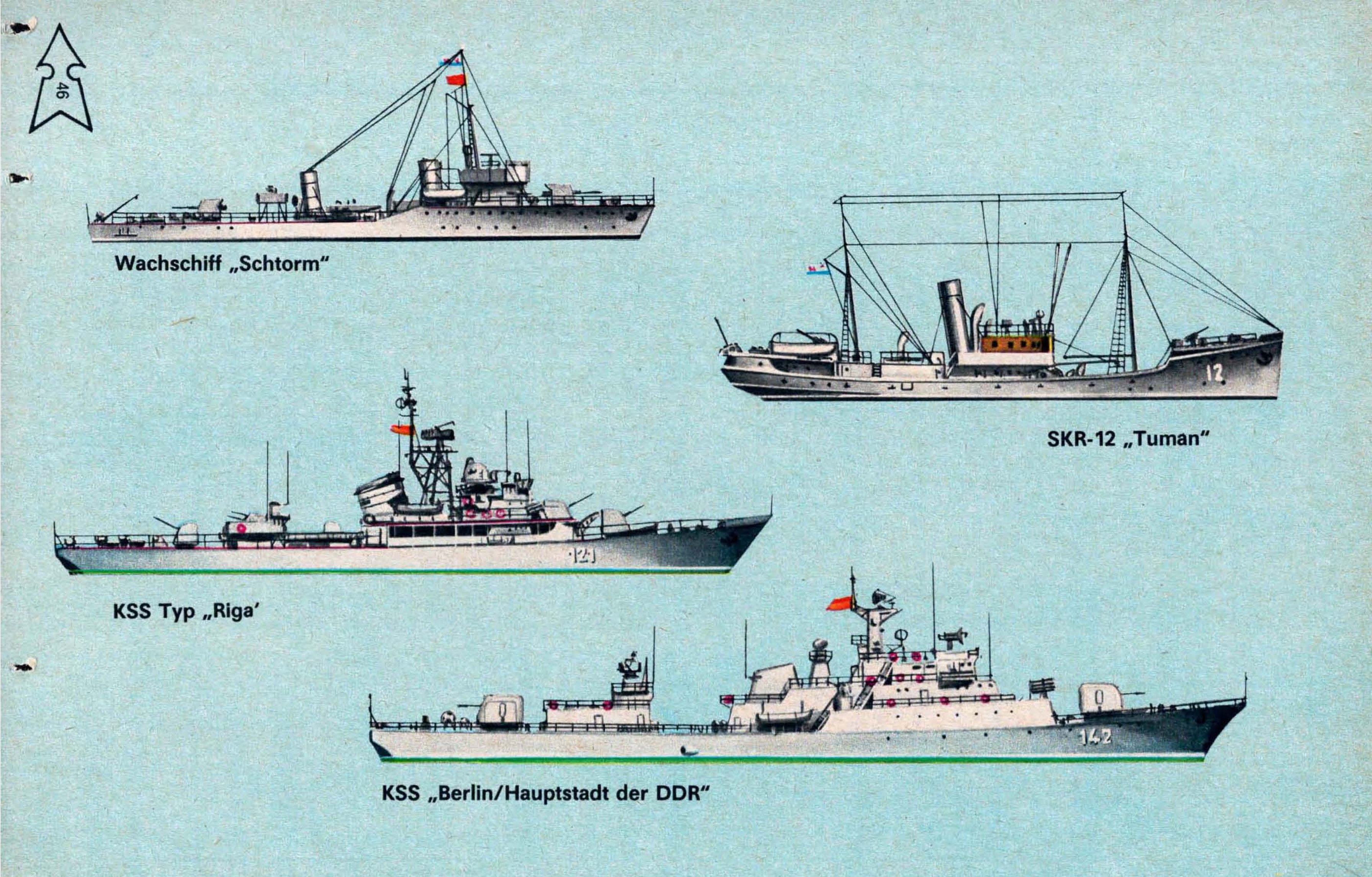
Von diesem ersten SKR-Typ wurden bis 1941 insgesamt 15 Einheiten gebaut. Ihre im Großen Vaterländischen Krieg vollbrachten Leistungen bestätigten die Zweckmäßigkeit dieser Schiffsklasse in den sowjetischen Flotten.

Neben diesen Neubauten gab es während des Krieges noch andere Wachschiffe, die den Charakter von Hilfskriegsschiffen trugen. Das waren überwiegend mobilgemachte Fischdampfer bzw. Motortrawler, die umgebaut und bewaffnet wurden. Wenn auch ihr Gefechtswert bei weitem nicht mit dem eines vollwertigen Wachschiffes vergleichbar war – die Kampfmoral ihrer Besatzungen war es auf jeden Fall. Ein solches Hilfskampfschiff war zum Beispiel das SKR-12 TUMAN, der ehemalige Fischdampfer RT-10 LEBEDKA. Gegen drei Zerstörer der faschistischen deutschen Kriegsmarine stellte sich die Besatzung am 10. 8. 1941 östlich der Halbinsel Rybatschi, wo das Schiff auf Vorposten lag, zum Kampf. In dem ungleichen Gefecht mit einem weit überlegenen Gegner erhielt TUMAN 11 Treffer und sank völlig zerstört.

Der Aufgabenbereich der Wachschiffe im Kriege war vielseitig. Er umfaßte in der Hauptsache die Überwachung von Seegebieten und die Bewachung von Ansteuerungen, Minen- und U-Boot-Sperren, die Abwehr feindlicher Überwasserkampfschiffe und U-Boote, das Geleiten von Kriegs- und Handelsschiffen auf den inneren Seeverbindungen sowie das Herausbringen und Einbringen eigener U-Boote durch minengefährdete Reviere und Gebiete in denen gegnerische U-Boote operieren konnten. Ferner war häufig Feuerunterstützung für eigene Kräfte an der Küste zu leisten, waren U-Boote zu suchen und zu bekämpfen, Minensperren zu legen, eigene Minenräumverbände bei der Arbeit zu sichern, Landungsunternehmungen zu decken und verschiedene Sonderaufgaben zu lösen.

Die Notwendigkeit, eine Anzahl von verlorengegangenen und weitere im Dauereinsatz technisch aufgebrauchte Wachschiffe ersetzen zu müssen, verlangte schon bald nach Beendigung des Krieges den Bau neuer SKR-Typen. Nach einer Anzahl Einheiten des Typs KOLA entstand eine größere Serie von Wachschiffen nach dem „Projekt 50". Als SKR-Typ RIGA waren diese Schiffe in den 50er und 60er Jahren in verschiedenen Marinen sozialistischer Staaten sowie in den Seestreitkräften einiger anderer Staaten im Flottendienst. Auch die DDR übernahm damals vier dieser Wachschiffe, die bei unserer Volksmarine als Küstenschutzschiffe (KSS) bezeichnet werden. Ihr charakteristisches äußerliches Kennzeichen war das ziemlich steil hochgezogene Vorschiff. Die Bewaffnung entsprach den vorgesehenen Einsatzaufgaben und war den Vorgängertypen gegenüber im Bereich der Luftabwehr und U-Boot-Abwehr (UAW) verstärkt worden. Funkmeßanlagen unterstützten die Seeraumbeobachtung und Navigation.

Die zunehmende Bedrohung der Sowjetunion durch US-amerikanische Angriffschiffsverbände bedeutete für die sowjetische Seekriegsflotte, ständig präsente Verbände sowohl in den Randmeeren und küstennahen Seegebieten als auch in den Weiten der Ozeane zu schaffen. Im Zu-

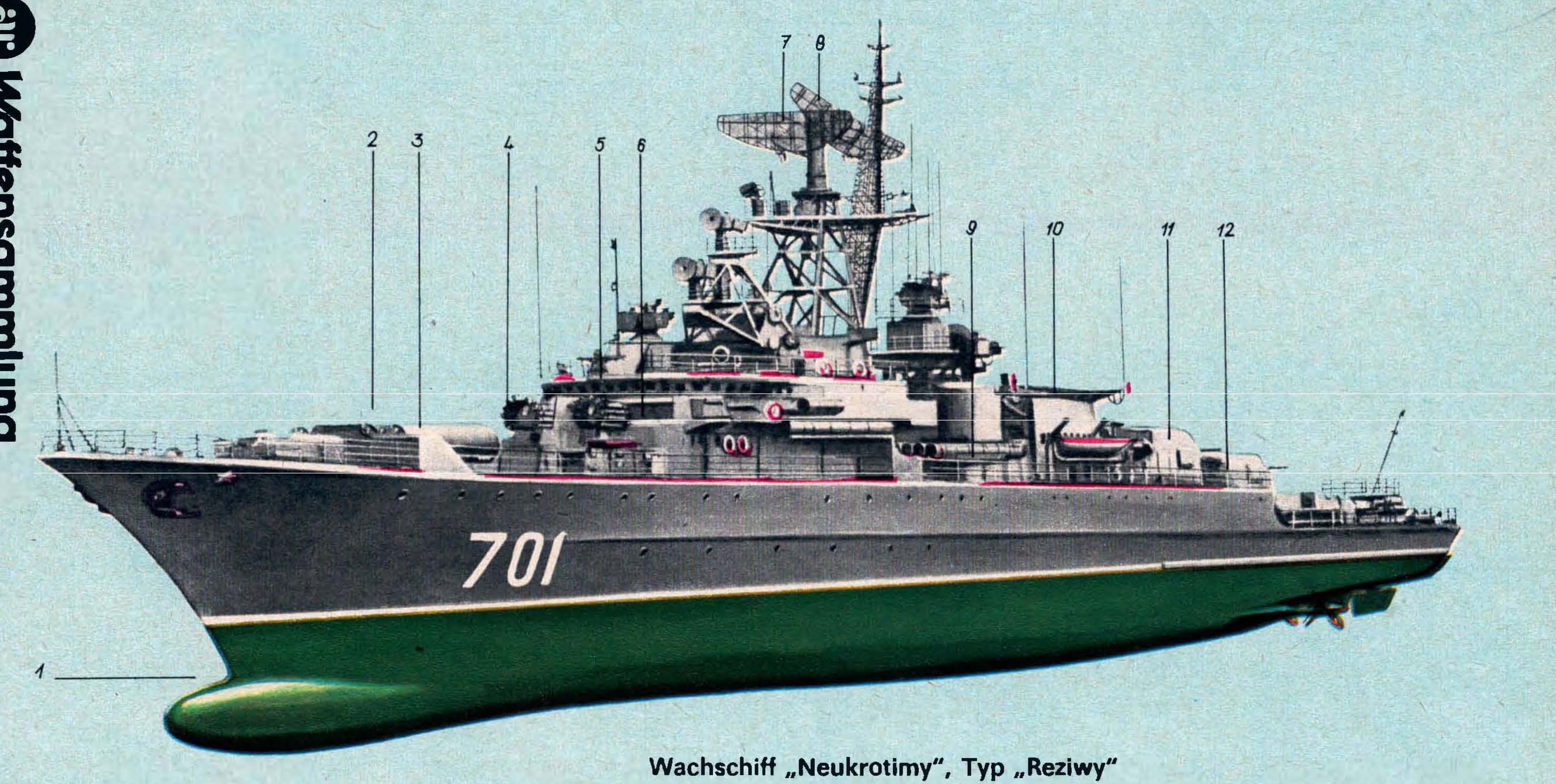


Wachschiff „Schtorm"

SKR-12 „Tuman"

KSS Typ „Riga'

KSS „Berlin/Hauptstadt der DDR"



Wachschiff „Neukrotimy", Typ „Reziwy"

1 – Bugwulst
2 – Vierfachstarter für Seeziel-Flugkörper
3 – Wellenbrecher
4 – 12fach-Werfer für reaktive Wasserbomben
5 – Brücke mit Hauptbefehlsstand
6 – Silo für ausfahrbaren Zweifachstarter für Fla-Raketen
7/8 – Antennen für Luft- und Seeraumbeobachtung
9 – Vierlingsgruppe für 533-mm-UAW-Torpedos
10 – Abgasschacht
11/12 – 100-mm-Universalgeschütze

sammenhang damit steht die Differenzierung der Wachschiffskonstruktionen, die seit den 70er Jahren festzustellen ist. Als kleinere SKR sind hier die Schiffe des Typs GANGUTEZ und seine Abwandlungen zu nennen, die UAW-betonte Varianten für näher gelegene Seeräume darstellen. Ein mittelgroßer SKR-Typ schließt sich an, der über eine starke Fla-Komponente verfügt. Zu diesen Schiffen gehören auch unsere beiden jetzigen KSS BERLIN und ROSTOCK.

Die derzeit größten sowjetischen Wachschiffe sind die Einheiten des Typs DOSTOINY/NEUKROTIMY. Sie sind in der Lage, lange die See zu halten und in beliebigen Seegebieten bei beliebigen Witterungsbedingungen die Bekämpfung von Land-, Luft-, See- und Unterwasserzielen durchzuführen.

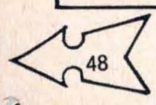
Antriebsseitig ist mit diesen Konstruktionen der Übergang vom bisherigen Dampfturbinenantrieb zu effektiveren Kombinationen von Dieselmotor und Gasturbine vollzogen worden. Waffentechnisch dominieren auf ihnen funkmeßgeleitete Artilleriewaffen sowie hydroakustische Ortungsanlagen mit den zugeordneten UAW-Torpedorohren und -Wasserbombenwerfern; Raketenbewaffnung findet sich erst auf den größeren Typen.

Ganz grob lassen sich die heutigen Konstruktionen als zwischen 60 und 125 m lange, von 500 bis etwa 3500 ts verdrängende, 27 bis 36 kn schnelle Schiffe beschreiben. Ihr Aufgabenbereich entspricht weitgehend der bereits im Großen Vaterländischen Krieg gültigen Palette, wenn auch die Bewachungs- und Überwachungsaufgaben heute ungleich weiträumiger zu verstehen sind und sich überwiegend auf technische Hilfsmittel der verschiedensten Art stützen. Besondere Bedeutung haben heute die UAW sowie Sicherungs- und Geleitaufgaben erlangt, während einige SKR-Typen über zusätzliche Geschoßwerfer zur besseren Feuerunterstützung für Seelandungen verfügen. Allgemein gilt auch für die Wachschiffe das Prinzip des Zusammenwirkens mit anderen Kräften und Mitteln der See-, Luft- und Landstreitkräfte bzw. Marineinfanterie, um jederzeit die gestellten Gefechtsaufgaben zu erfüllen.

Ungeachtet des erreichten technischen Fortschritts haben die heutigen Wachschiffe mit ihren Vorgängern der 30er Jahre doch eine bedeutende Gemeinsamkeit: bei aller Flexibilität der Einzelparameter sind sie in der Gesamtheit ihrer Auslegungsdaten und Aufgaben nach wie vor spezifische sowjetische Kampfschiffe geblieben, für die es in anderen Marinen keine direkt vergleichbare Kampfschiffskonzeption gibt. Dieser Zusammenhänge muß man sich stets bewußt sein, wenn in Flottenhandbüchern oder anderer Literatur des westlichen Auslandes sowjetische Wachschiffe infolge der außerhalb der Sowjetunion üblichen anderen Ordnungsprinzipien vorwiegend den dort etablierten Klassen bzw. Unterklassen der U-Jäger, Korvetten und Fregatten zugerechnet werden und vor allem dann, wenn auf der Basis dieser bereits im Ansatz unkorrekten Zusammenlegung vordergründige Vergleiche geführt werden.

Text: Bernd Loose
Illustrationen: Heinz Rode

	Höchstverdrängung (ts)	Länge (m)	Breite (m)	Tiefgang (m)	Antriebsleistung (kW)	V_{max} (kn)	Bewaffnung (Kaliber in mm TR = Torpedorohre Wabo = Wasserbomben)	Besatzungsstärke
SCHTORM	620	71,5	7,4	2,6	4600	23	2 × 100 3 × 37 3 × 12,7 2 Wabo-Einzelwerfer Minen	108
RIGA	1300	91,5	10,0	3,2	16000	28	3 × 100 4 × 37 3 TR 533 4 Wabo-Einzelwerfer 2–4 Wabo-Salvenwerfer Minen	125
ROSTOCK	ca. 2300	95	11,3	3,8	ca. 30000	ca. 34	4 × 76 4 × 30 1 Fla-Raketenstarter 2 Wabo-Salvenwerfer Minen	130
NEUKROTIMY	3900	126	14	4,7	53000	ca. 36	2 × 100 4 Schiff-Schiff-Raketenstarter 2 Fla-Raketenstarter 8 TR 533 2 Wabo-Salvenwerfer Minen	220







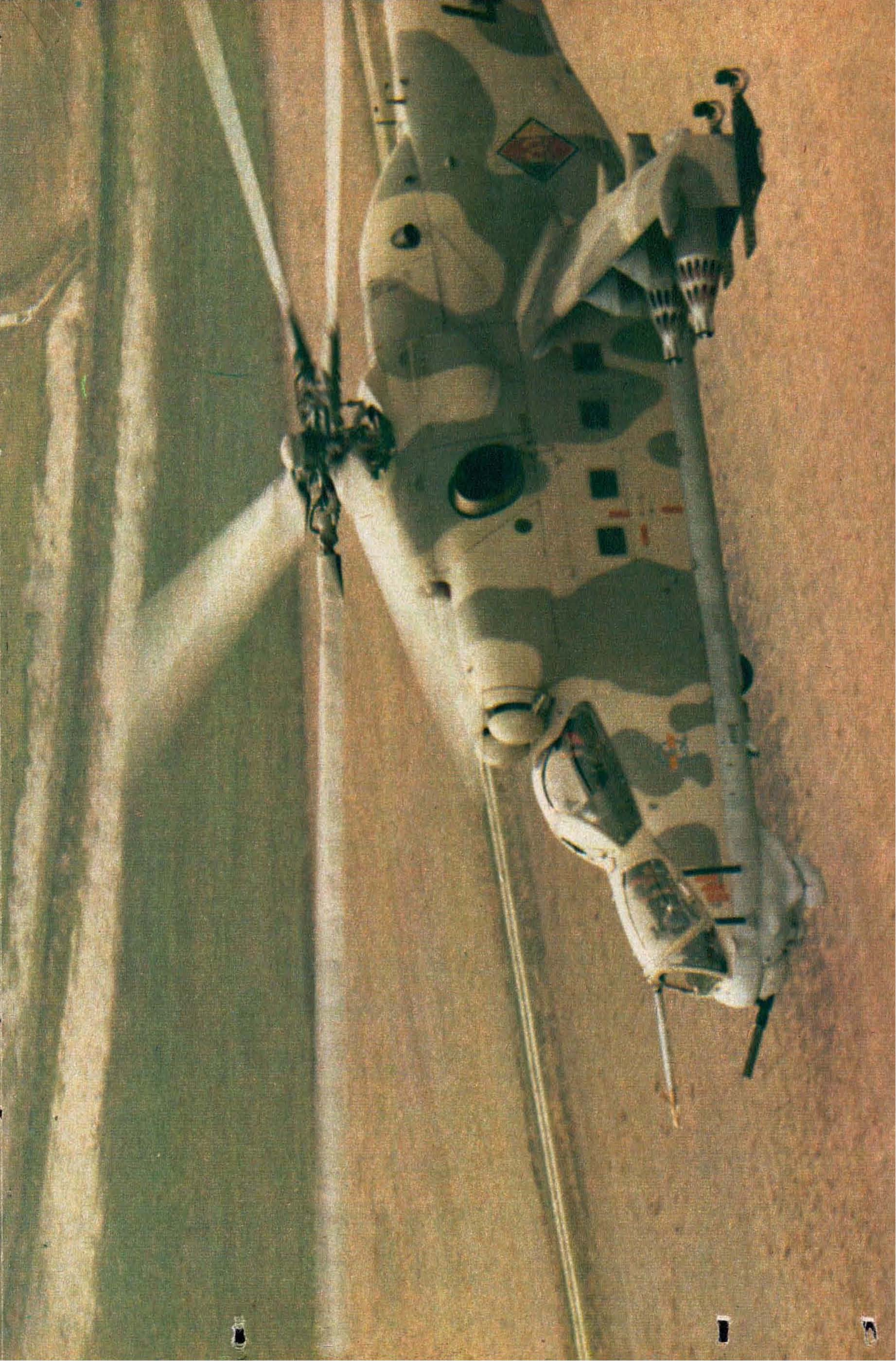
Gesicherte Grenze - gesicherter Friede

Für eine gesicherte Staatsgrenze zu sorgen, das heißt, als Kommandeur oder als Politoffizier Grenzsoldaten zu erziehen, auszubilden und im Grenzdienst eine Einheit zu führen. Das ist ein militärischer Hochschulberuf – der Beruf der **Offiziere der Grenztruppen der DDR.**
Für eine gesicherte Staatsgrenze zu sorgen, das heißt, als Hauptfeldwebel für den Dienstablauf einer Grenzkompanie verantwortlich zu sein oder als Grenzaufklärer spezielle Aufgaben zu lösen. Das ist ein militärischer Fachschulberuf – der Beruf der
Fähnriche der Grenztruppen der DDR.
Für eine gesicherte Staatsgrenze zu sorgen, das heißt, als Stellvertreter eines Zugführers Grenzposten auf ihren Dienst vorzubereiten und sie zu führen oder als Bootsführer das Kommando über ein schnelles Grenzsicherungsboot zu haben. Das ist ein militärischer Meisterberuf – der Beruf der
Unteroffiziere der Grenztruppen der DDR.
Berufsoffizier, Fähnrich und Berufsunteroffizier der Grenztruppen der DDR – das sind drei militärische Berufe für junge Männer, denen der zuverlässige militärische Schutz des Sozialismus Herzenssache ist.
Bewirb dich für einen militärischen Beruf in den Grenztruppen der DDR!

Informiere dich beim Wehrkreiskommando, beim Beauftragten für Nachwuchssicherung an deiner Schule oder im Berufsberatungszentrum!



ar
403
417
418



wesen ist. Jahre, in denen er zahlreichen jungen Parteimitgliedern mit seinen Erfahrungen helfen konnte. Jahre, in denen er mit vielen Schicksalen und menschlichen Verhaltensweisen in Berührung kam, mit beispielhafter Bewährung und Pflichterfüllung, aber auch mit Schwäche und Prinzipienlosigkeit.

Diese Jahre waren für ihn noch einmal und auf besondere Weise Lehrjahre. Lehrjahre für Geduld und Offenheit, für Parteilichkeit und Hilfsbereitschaft. Jahre, in denen sein gutes Lachen bei manchem Gespräch dem einen oder anderen Genossen Mut gemacht hat und dadurch mehr half, als Worte es mitunter vermögen. Als Heinz Schäfer 1955 Mitglied der Partei wurde, trug er schon fast sechs Jahre die Uniform und drei davon die eines Offiziers. Automatisch wird man aber nicht Offizier, und ebensowenig ist je ein Armeeangehöriger bei uns automatisch Mitglied der SED geworden. Viele mitunter unscheinbare Eindrücke und Erlebnisse, besondere Ereignisse und Beobachtungen und vor allem Menschen, erfahrene Parteimitglieder, bewirken und beeinflussen eine solche Entscheidung.

Für Heinz Schäfer gehörte schon jener Volkspolizist und Kommunist dazu, der ihm 1949 das polizeiliche Führungszeugnis ausgestellt hatte. Ihm folgten Offiziere und Genossen, mit denen er gemeinsam gedient hat. Zu dieser Entscheidung trug auch das Erlebnis der III. Weltfestspiele in Berlin bei, wo er mit Raimonde Dien zusammentraf, die sich in Frankreich vor einen Zug mit Waffen gelegt hatte, um ihn aufzuhalten und gegen den Krieg Frankreichs in Vietnam zu protestieren.

Die Begegnung mit Wilhelm Pieck gehört sicherlich ebenso dazu wie die Ereignisse um den 17. Juni 1953. Heinz Schäfer war dabei, als die bewaffneten Organe der DDR, unterstützt von Einheiten der Sowjetarmee, denen entgegentraten, die durch einen konterrevolutionären Putsch die DDR beseitigen wollten. Aus jenen Tagen datiert für uns das erste große Erlebnis der Waffenbrüderschaft, die ihn und seinen Dienst von jenem Tag an ununterbrochen begleitet hat.

Heinz Schäfer erlebte am 17. Juni 1953 den Klassengegner in Aktion. Seitdem hat er für ihn ein Gesicht, eine Stimme und ist nicht zu verwechseln. Genosse Schäfer sah zerrissene und verbrannte Fahnen, sah verwüstete Warenhäuser, umgestürzte Kioske, zerstörte Gebäude der SED und der Staatsorgane der DDR, und er wußte auch von erschlagenen, ermordeten Arbeitern und Parteifunktionären. Für Stunden erlebte er, was Faschismus bedeutet.

Zu seiner Entscheidung, Mitglied der SED zu werden, trug auch das Schicksal seiner Frau und ihrer Familie bei. Helga Schäfer kennt ihren Vater nur von Fotos und aus Berichten der Mutter. Er war Mitglied der KPD, wurde 1933 verhaftet und landete während seines langen Leidensweges schließlich im KZ Buchenwald, wo er ums Leben kam.

Heinz Schäfer wird oft zu Gesprächen eingeladen. Inzwischen wissen viele, wer jener Offizier ist, der auf dem Foto mit dem Rücken zum Betrachter vor einem amerikanischen Panzer steht. Schulklassen laden ihn ein oder Einheiten der Grenztruppen. Wenn es in der Vorbereitung zur Jugendweihe um Mut und Heldentum geht, fragte man ihn oft, wie es am 26. Oktober 1961 gewesen ist, was er gedacht und empfunden hat. Immer wieder erlebt Genosse Schäfer, daß nicht er, sondern andere darüber entscheiden, ob er Mut und Heldentum bewiesen oder nur etwas Normales getan hat.

Angst hat er keinen Augenblick gespürt, obwohl nicht allein die Panzerkanone vor ihm drohte, sondern auf Westberliner Seite im Fenster eines Hauses auch ein Maschinengewehr in Stellung gegangen war und seinen Lauf auf ihn richtete. Er hat gehandelt, und er erzählt, daß er nach erfolgloser Provokation erleichtert gesagt hat: „Das ging aber knapp vorbei." Damit meinte er nicht nur sich, sondern all das, was hinter ihm lag und nicht angegriffen werden durfte. Daß er an jenem Tage dort stand, Dienst an diesem Grenzübergang hatte, ist Zufall gewesen. Aber daß er stehengeblieben ist, war kein Zufall. Trotzdem betont Heinz Schäfer immer wieder: „Jeder an meiner Stelle hätte nicht anders gehandelt."

Ich bin überzeugt, daß er recht hat.

Zugführer wollte er werden, eine rote Schärpe tragen. Reisen wollte er, in der Welt herumkommen, denn wer an Flüssen geboren ist, hat den Wandertrieb im Blut, heißt es. Wandern mußte Oberstleutnant Schäfer auch als Offizier viel und oft. Neunmal wurde er versetzt, und jedesmal nahm seine Verantwortung zu. Zweimal noch setzte er sich auf die Schulbank, studierte an der Offiziershochschule und von 1965 bis 1968 an der Miliärakademie „Friedrich Engels". Und während des Urlaubs fuhr er in die Volksrepublik Polen, nach Ungarn und Bulgarien oder nur an den Hölzernen See, wo seine Familie einen Dauerzeltplatz hat.

Reisen kann man auch, ohne die Wohnung zu verlassen. Wenn man Bücher liest und Filme sieht. Es kommt nur darauf an, an allem innerlich beteiligt zu sein, was in unserem Land und über seine Grenzen hinaus in der Welt geschieht. Man kann sich die Welt ins Haus holen, wenn man wie Heinz Schäfer lebt, aufmerksam, mit innerer Anteilnahme, sich selbst und seiner Zeit bewußt.

Ich hab einen Menschen kennengelernt, den ich nie wieder vergessen werde, der mir nahe gekommen ist wie ein guter Freund. Einer, dessen Leben und Entwicklung für viele von uns stehen kann. Einer, von dem ich weiß, daß er nie zurückweichen wird.

Fotos: Privat, Klaus Draeger, ZB
Gestaltung: Sepp Zeisz

ar foto cross

Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst ulkige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte (!) und schicken das Ganze bis 10. 12. 1983 an
Redaktion
„Armee-Rundschau“
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Fotocross
Die 3 originellsten Ideen werden mit Buch- oder LP-Preisen belohnt und im Heft 2/84 veröffentlicht.



Fotocross-Gewinner aus Heft 8/83

Jürgen Molzen, 1035 Berlin

Diese traute Dreisamkeit hat man als Soldat „auf Zeit“.

Günter Mollnau, 5400 Sondershausen

„Zu meiner Zeit durften Schüler nicht heiraten ...“

Gabi Teske, 1950 Neuruppin

„... aber Feldwebel bleibt Mama!“

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt.
Danke fürs Mitmachen!



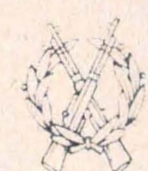
Bild: Manfred Uhlenhut

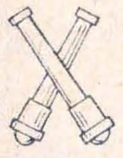
Dienst-uniformen der Polnischen Armee

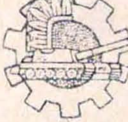
Kragenabzeichen der Land- und Luftstreitkräfte (seit 1961)

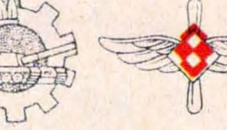

Marschall von Polen


General


Infanterie


Artillerie


Panzertruppen

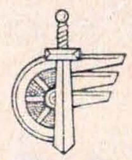

Luftstreitkräfte

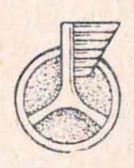

Pioniertruppen


Nachrichten-truppen


Funktechnische Truppen


Truppen der chemischen Abwehr


Transporttruppen


Kfz.-Transport-truppen

Landstreitkräfte (seit 1961)


Brigadegeneral (Winter und Sommer)






Hauptmann der Artillerie (Winter)

Leutnant der Infanterie (Sommer)




Soldat (Winter und Sommer)

Luftstreitkräfte (seit 1958)

Brigadegeneral
(Winter und Sommer)

Oberleutnant
(Winter und Sommer)

Soldat
(Winter und Sommer)

Seestreitkräfte (seit 1961)



Konteradmiral
(Winter und Sommer)

Oberleutnant
(Winter und Sommer)

Obermatrose
(Winter und Sommer)



Das Waffenbrüderschaftsensemble belegte beim Kulturwettstreit der Unteroffiziersschule „Rudolf Egelhofer" den ersten Platz





Heute sind die Freunde vom Regiment nebenan nicht in den gescheckten Kampfanzügen, sondern in ihren Ausgangsuniformen angetreten. Ist doch der kulturelle Leistungsvergleich an der Schule Bestandteil der „Parade der Besten". Acht Singegruppen stellen sich der Jury. Eine davon vereint mot. Schützen der Einheit von Oberstleutnant Mebus und Luftlandesoldaten der Einheit von Oberstleutnant Schwez. „Weiß ist meine Waffenfarbe" singen sie zu Beginn. Die sowjetischen Genossen haben zu Ehren der Gastgeber darauf bestanden. Dann folgt ein Potpourri russischer und deutscher Volkslieder. Zum Abschluß das Lied vom Sturmvogel. Der Vogel Sturmverkünder, so nannte ihn Maxim Gorki, wurde vor über 80 Jahren zum Symbol des Revolutionärs. Verspottet er doch die Feigen und Unentschlossenen, und auch den Gewalten ruft er nur höhnisch zu: Tobe Sturmwind, tobe stärker!



Die Luftlandesoldaten haben dieses Symbol in ihr Lied auf-

Das Lied



vom Sturmvogel

Die Kämpfer mit den himmelblauen Baretten nehmen als Gäste am Kulturwettstreit der Unteroffiziersschule „Rudolf Egelhofer" teil. Es ist nicht das erstemal, daß die sowjetischen Soldaten mit den Unteroffiziersschülern ihr Können vergleichen, sei es in der militärischen Ausbildung, sei es auf dem Sportplatz oder auf den Brettern einer Bühne. In den vergangenen Wochen hatten sich Fallschirmjäger und mot. Schützen oft im Klub der Aufklärungskompanie getroffen.

genommen. Stolz klingt in ihm, auf ihre Waffengattung, auf die Jungen, die sich furchtlos vom Himmel stürzen. „Man nennt uns die Husaren der Luft", heißt es in dem Lied, „doch wir können viel, viel mehr." Das stimmt. Denn vielfältig werden diese Soldaten ausgebildet. Sie sind vortreffliche Schützen und Panzerfahrer, Funker, Pioniere und Sprengmeister. Und daß sie meisterhaft den Fallschirm handhaben oder aus einem wenige Meter über dem Erdboden schwebenden Hubschrauber abspringen, lediglich der eigenen Geschicklichkeit vertrauend, das versteht sich bei ihnen von selbst.

„Klar, das war das beste Programm." Neidlos bekennt sich Unteroffizier Thomas Breitkopf, Leiter einer anderen Singegruppe, zum Urteil der Jury. „Wir haben zwar auch gute Kontakte zu unserer Partnereinheit, aber auf die Idee, gemeinsam zu singen, muß man erst einmal kommen."

„Naja, mit der Idee allein war noch nichts getan", erwidert Leutnant Freudenberg, der gemeinsam mit Gardehauptmann Bloksin das kleine Waffenbrüderschaftsensemble aufgebaut hat. „Mit der Verständigung klappte es recht gut. Aber als es an das Text- und Notenschreiben ging, mein lieber Mann ... Ein Glück, daß unser Kommandeur an einer sowjetischen Militärakademie studiert hat." Der Leutnant ist ins Erzählen gekommen. „Einmal wollte nach einer Probe der LKW nicht anspringen. Also alle Mann anschieben! Nichts. Da schlugen die Freunde vor, das Ganze mit Gesang zu verbinden. Schön hat es nicht geklungen. Das war wohl sogar dem Motor zuviel. Plötzlich lief er wieder ... Nach drei Proben sind wir das erstemal aufgetreten, im Klub bei den Freunden. Dann noch einmal zur Eröffnung der Woche der Waffenbrüderschaft in der Kreisstadt. Aber heute, der erste Platz beim Kulturwettstreit, das ist bisher der größte Erfolg."



„Wenn unsere neuen Unteroffiziersschüler kommen, bauen wir mit den Freunden auch eine gemeinsame Kulturgruppe auf", meint Unteroffizier Breitkopf

Doch nicht nur auf gemeinsames Singen können Kameraden wie Unteroffiziersschüler Clemens Hart und Soldat Grischa Wassiljew verweisen. Vergleichskämpfe im Schießen und auf der Sturmbahn trugen dazu bei, daß aus der zusammengestellten Singegruppe eine feste Gemeinschaft wurde. Und als die Freunde fragten, ob es einer wage, vom Fallschirm-Sprungturm herabzusegeln, faßte sich Leutnant Fehler, ein Zugführer, zuerst ein Herz. Anschließend alle. Inzwischen tragen schon 40 mot. Schützen stolz das sowjetische Fallschirmspringer-Abzeichen.

Das Beispiel der Einheit Mebus wird sicher Schule machen. „Wenn unsere neuen Unteroffiziersschüler kommen, gründen wir mit unseren Partnern auch eine gemeinsame Kulturgruppe. Man lernt sich nicht nur besser kennen", meint Unteroffizier Breitkopf. „Vor allem, was ständige Einsatzbereitschaft anbetrifft und Siegeszuversicht, da kann man sich von den Freunden allerhand abgucken. Man sieht selbst, was es heißt, Sturmvogel zu sein. Sie werden es sehen, in einem halben Jahr machen wir den mot. Schützen das Siegen schwerer." Na, abwarten. Mal sehen, was diese sich bis dahin einfallen lassen.

Text: Major Volker Schubert
Bild: MBD/Wehlisch (4), MBD/Striepling (1), Getmanenko (1)

porter konnte nicht umhin, den General zu fragen: „Wann haben Sie Gewißheit, daß Ihre Soldaten in der Lage sind, im Gefecht zu bestehen?“
„Dann“, antwortete der General, „wenn man kommandiert und merkt, daß sich die Truppen dem Befehl unterordnen, sie gleichzeitig in einem Moment losschlagen. Das mot. Schützenregiment ‚Robert Uhrig‘ befand sich in einer taktischen Übung, die ich leitete. Immerzu drängte mich der Regimentskommandeur zu einer Kontrollfahrt mit den Schützenpanzern im Strom noch vor dem Forcieren. Ich habe sie nicht gestattet. Das Regiment mußte das Forcieren auch ohne Probe in den Griff bekommen. Dann beobachtete ich zur X-Zeit von meiner B-Stelle aus, wie in einer Welle 40 Schützenpanzer im gleichen Augenblick in den vom Tauwasser angeschwollenen Strom tauchten, keiner hängen blieb und sie drüben genauso schlagartig aus dem Wasser kamen. Da hatte ich Gewißheit, sie können es.“
Das Training des Stabes erstreckte sich noch über den nächsten Tag hinweg. Der Verband „ging“ auf den Marsch. Er „wehrte“ den „Gegner“ ab und „trat“ entschlossen zum Angriff an. Gerade weil Generalmajor Zeh und die Genossen seines Stabes kritisch ihre Arbeit beurteilten und so diesen oder jenen Mangel erkannten, war es erfolgreich im Hinblick auf die zu bestehenden Kommandostabsübungen.
Am Wochenende hatte der General Karten für das Theater in der Garnisonstadt. Nicht nur zwei für seine Frau und sich, sondern auch welche für 25 junge Offiziere seines Verbandes und deren Ehefrauen. Man traf sich zuvor im Haus der NVA und fühlte sich offensichtlich ganz in Familie. Das wohl deshalb, weil der Generalmajor auch mit dem jüngsten Leutnant und dessen Frau so plauderte, als kenne man sich schon immer und ewig. „Es ist die Achtung, die mein Mann der Arbeit anderer und meiner Arbeit entgegenbringt, was ich an ihm so schätze!“ hatte Frau Zeh zuvor dem Reporter gesagt. „Er weiß, daß wir Soldatenfrauen oft allein sein müssen, und immer hat er das in allen seinen Dienststellungen beachtet. Wenn man diese Achtung erfährt und Vertrauen zueinander hat, dann widersprechen sich Soldatenberuf und Familienglück keinesfalls.“
Dem Reporter sei gestattet, hier die freimütige Äußerung von Generalmajor Zeh auf einem Forum zu Problemen der Wehrerziehung wiederzugeben: „Ohne meine Frau wäre ich nicht General geworden und könnte es auch nicht sein!“ Das war nicht nur als Kompliment gemeint.
Am nächsten Vormittag, die Frauen waren zu einer Modeplauderei geladen, hatte der General seine jungen Offiziere zu einer Aussprache zusammengenommen, die er mit der Geschichte von „unserem lieben Max“ eröffnete. Max war vor 25 Jahren der Vorgesetzte des gerade 25jährigen Hauptmanns Manfred Zeh und anderer gleichaltriger Offiziere. Obwohl sie Achtung vor dem 36jährigen Oberstleutnant gehabt hätten, wurden fast alle Äußerungen dieses Vorgesetzten von uns, so gestand der General, nicht gerade abgelehnt, aber fast immer mit der Wendung bedacht: „Ja, unser lieber Max!“ Einfach für zu alt habe auch er damals einen 36jährigen gehalten.
Das war keine Selbstironie des Generals. Da lag schon der Finger auf dem Problem, auf das es ihm ankam.
Die jungen Offiziere sprachen ein offenes Wort. Sie beklagten, daß der Truppenalltag und das von ihm auf der Offiziershochschule vermittelte Bild nicht immer übereinstimme. Es reize sie aber dennoch die Bewährung in der Truppe – warum habe man sonst in einem für die sozialistische Gesellschaft nützlichen und für den einzelnen so ehrenvollen Beruf studiert? Es wurden aber auch Ursachen verwechselt. Noch vorhandenes Unvermögen in der Menschenführung wurde anderen angelastet. Schließlich drehte sich der Disput um den idealen Unteroffizier, den man in der Truppe einfach nicht vorgefunden hätte. Nicht als der alles wissende Ältere, sondern mit der Logik jeglicher Entwicklung, argumentierte der General. Seine Fragen liefen dahinaus: Wie und wo erwerben Sie Erfahrungen? Konnte Ihnen die Schule alles geben? Muß man dazulernen? Und da die Leutnante ehrlich waren, lagen in ihren Äußerungen zu den Fragen des Generals schon Antworten zum „Kardinalproblem“: Nämlich, daß der von der Hochschule kommende Offizier ebensowenig „ausgelernt“ hat wie der Unteroffizier, der ja auch nur von seiner Schule kommen kann. Daß man ja eigentlich selber noch ausgebildet wird und dies folglich auch mit den Unteroffizieren tun muß. Und da man selbst Freude an Erfolgen hat, muß man dies auch seinen Unterstellten gönnen und ihnen helfen, Erfolge zu erleben. Als gar im Disput Leutnant Lutz Spallek auf die konkrete Frage des Generals, ob ihm, dem jungen Offizier, von Älteren oder den Vorgesetzten geholfen würde, in der üblichen Armeesprachregelung sagte: „Genosse Generalmajor, Sie sind mir da noch nie negativ aufgefallen ...“, hatte der General an diesem Vormittag sein Ziel erreicht. Es gab in der Beratung keine Tabus aus falsch verstandener Zurückhaltung.
Der Reporter war sich sicher, irgendwann noch wird Genosse Spallek immer wieder diese Geschichte erzählen: „... da habe ich doch mit dem General wie mit einem Soldaten gesprochen!“

TECHNIKWÄSCHE

Alte Geschütze auf betonierten Abstellflächen, eine Reihe ausgedienter Panzer, Ständer und Tische für Handfeuerwaffen – so zeigt sich uns Reportern der Übungsplatz einer Kompanie für Spezialbehandlung. Sie gehört zu einem Truppenteil der chemischen Abwehr. Ihr heutiges Programm: „Entaktivierung von Kampftechnik, Schützenwaffen, Ausrüstung nach einem angenommenen gegnerischen Kernwaffenüberfall."

Zil-Spezialfahrzeuge fahren heran, Soldaten springen heraus, zerren zwanzig Meter lange Schläuche vom Wagen, schlagen gegabelte Erdpflöcke in den Boden, auf den sie Waschbürsten ablegen, werfen den Pumpenmotor an, kontrollieren den Druck der ersten Flüssigkeitsstrahlen.



Ein Grundsatz jeder Entaktivierung: Von oben nach unten, von vorn nach hinten entsprechend der Windrichtung die Technik behandeln

Gehört zum Entfalten des Entgiftungsfahrzeuges ARS: Das Ausbringen der Schläuche

Oberleutnant Ganser, der Kompaniechef, schaut auf seine Armbanduhr. „Gut", meint er zu uns. „Liegen in der Norm. Sechseinhalb Minuten nur haben die beiden Soldaten Zeit, ihre Spezialtechnik zu entfalten." Und auch später ginge es fix zu. So sei beispielsweise ein Geschütz in zwanzig Minuten bis auf die zulässige Oberflächenaktivität, welche den weiteren gefahrlosen Einsatz für die Bedienung ermöglicht, zu entaktivieren. „Auf dem Gefechtsfeld sind es ja nicht einzelne Stücke, die zu behandeln sind, wie hier auf dem Platz. Da kommen Kolonnen von Panzern an, Geschützbatterien, reihenweise Kfz. Diese Technik so schnell wie möglich wieder einsatzbereit zu machen, sie für die Verteidigung des Landes wieder zur Verfügung zu stellen – das ist unsere Aufgabe." „Was denn, die beiden Kämpfer und die ganzen Kolonnen?" „Nein", korrigiert uns der Oberleutnant. „Die Artilleristen, Panzersoldaten, mot. Schützen haben ihre Technik selbst zu waschen. Unsere Genossen leiten sie dabei an, organisieren den Ablauf, helfen natürlich ab und zu." Derartige Handlungen müssen die Männer der Kompanie Spezialbehandlung ständig trainieren, müssen sie jederzeit beherrschen, um nach einem gegnerischen Schlag mit Massenvernichtungsmitteln unverzüglich arbeiten zu können. Haben nicht führende US-Politiker erklärt, sie hielten einen begrenzten, längerandauernden Kernwaffenkrieg in Europa für möglich? Ist im Falklandkonflikt der britische Befehlshaber nicht ermächtigt worden, im Falle einer drohenden Vernichtung der britischen Flotte die an Bord befindlichen Kernwaffen einzusetzen? Die Gefahren sind allgegenwärtig, und die Soldaten unserer Chemischen Dienste wissen um ihre Verantwortung. „Die Truppe muß sich auf uns verlassen können", sagt



uns lakonisch ein Gefreiter. „Und sie kann es auch!"
Der Kompaniechef zeigt auf einige Soldaten. „Unsere Reservisten. Über dreißig Jahre alt. Trotzdem sie es schwerer haben als die Jüngeren – sie zeigen guten Einsatz. Erfüllen die Aufgaben." Wir kommen mit dem Magdeburger Gefreiten Jürgen Eichhorst ins Gespräch. Seinen Grundwehrdienst habe er früher als Grenzer in Berlin geleistet, erzählt er uns. Als er dann hierher kam, sei er nicht gerade begeistert gewesen, denn Chemie sei nicht so sein Fall. Nur schwer habe er Tritt fassen können. Aber aufgesteckt habe er nie, schaffe jetzt auch die Normen. Hintenan stehen möchte er trotz manchen anfänglichen Unmuts nun doch nicht. Was ihm am schwersten falle? „Die Plackerei mit dem Schutzanzug. Diese Schwitzerei!"
Wir schauen zwei Soldaten zu – „Entgifter" nennt sie der Kompaniechef – die auf einen Panzer gestiegen sind. Sorgfältig behandeln sie mit einer am Wasserschlauch angeschraubten Bürste das Kanonenrohr und den Turm. Abwaschen würde ein Laie dazu sagen. Wir erkennen, daß die Genossen hier in einer ganz bestimmten Reihenfolge arbeiten. Sie bürsten stets von oben nach unten, von vorn nach hinten entsprechend der Windrichtung. Und sie achten darauf, daß sie bereits gereinigte Flächen nicht unachtsam wieder betreten und diese dadurch nochmals aktivieren. Mit Köpfchen arbeiten ist also auch hier gefragt. Auch was die Entaktivierungsflüssigkeit betrifft. Sie muß von den Entgiftern im richtigen Verhältnis gemischt werden, um die radioaktiven Teilchen auch gründlich entfernen zu können.
„Gar mancher aus der Truppe nennt uns ‚Autowäscherei'", erzählt der Kompaniechef. „Nun, das stecken wir lächelnd weg. Aber es irrt der, der da meint, es ginge bei uns genauso wie dort zu. Abgesehen von der dollen Spritzerei bei mancher Autowäscherei, aber wie dort zuweilen mit Wasser geaast wird – so etwas können wir uns nicht erlauben." Die Entaktivierungsflüssigkeit sei genau für jede Technik berechnet. So würden für einen Panzer 130 Liter, für eine 152-mm-Kanonenhaubitze 60 Liter veranschlagt. Diese Verbrauchsnormen seien für die zu behandelnden Einheiten genau aufgeschlüsselt worden, die Spezialfahrzeuge danach beladen, der Nachschub so geplant. Wenn nun ein Soldat nicht aufpasse, Flüssigkeit vergeude, kämen die letzten Fahrzeuge und Geschütze zu kurz, könnten nicht entaktiviert werden, die Kampfeinheiten wären nicht wieder vollzählig einsatzbereit. Also auch hier: Verantwortung für das Ganze sehen.
Die Kompanie von Oberleutnant Ganser hat diesen Blick. Noch nie ist ihr eine eben beschrie-



bene mögliche Panne passiert, auch nicht bei größeren, komplizierten Gefechtsübungen. Erst kürzlich entaktivierte sie innerhalb weniger Stunden die gesamte Technik eines Regiments. Und auch künftig soll die Truppe ihre Technik dieser Kompanie für Spezialbehandlung mit gutem Gewissen anvertrauen können. Ihre Einsatzgrundsätze haben wir kennengelernt: Schnell, gründlich, normgerecht.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Ernst-Ludwig Bach



Vor und nach jeder Entaktivierung: Die Kernstrahlungskontrolle





Auch bei den Schützenwaffen: Sorgsamer Umgang mit der Entaktivierungsflüssigkeit

Für den organisierten Ablauf unumgänglich: Numerierung der Arbeitsplätze

Weil's zum Soldatsein gehört

Kultur-Report aus dem John-Schehr-Regiment



Singe-gruppe

Tagelanger Regen hat den Boden aufgeweicht. Schlammklumpen kleben an den Stiefeln der mot. Schützen. Ihre Felddienstuniformen sind durchtränkt von Schweiß und Modder. Im Dreck haben die Genossen gelegen, haben sich nicht geschont, sind bis an die Grenzen ihrer Kräfte gestoßen. Rot umrändert sind die Augen der Männer. Schlaf wird zugeteilt in solchen Tagen. Doch immer aufs neue mobilisieren die Soldaten ihre Energie. Der letzte Angriff bewies es: Hohes Tempo, gutes taktisches Verhalten in der Schützenkette und beim Durchlaufen der Gasse brachten ihnen Lob der Vorgesetzten ein. Die ungeheuren Anstrengungen haben sich gelohnt. Keiner wollte schlappmachen, alle haben durchgehalten und ihre Aufgaben gut erfüllt. Jetzt klettern die Männer in ihre Schützenpanzerwagen. Es geht nach Hause, in die Kaserne. Duschen, schlafen, endlich ... Doch vorher müssen Kampftechnik, Waffen, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände wieder in Schuß gebracht werden. Spaß macht das keinem, muß aber sein. – Alltag im mot. Schützenregiment „John Schehr". Doch gehört hier ein kleines Wunder zum harten militärischen Alltag: die Verwandlung von dreckverkrusteten, verschwitzten, erschöpften mot. Schützen in bewunderte, ja gefeierte Künstler.

Heute ist Konzert-Tag. Im Saal des Mehrzweckgebäudes herrscht dieselbe Atmosphäre wie in jedem „richtigen" Konzertsaal: Instrumente werden gestimmt, die Sänger machen ihre unvermeidlichen Stimmübungen, Programmabläufe werden ein letztes Mal besprochen, und alle sind ein bißchen aufgeregt, wie sich das gehört. Da kommt auch schon das Publikum – die mot. Schützen, mit denen gemeinsam sie sich geschunden haben und für die sie jetzt musizieren werden.

Musikanten und Sänger des John-Schehr-Regimentes laden ein – die Vorstellung beginnt. Am Schlagzeug Soldat Wolfram Dix, Gesang Soldat Dieter Knaus, am Keyboard Gefreiter Norbert Bittdorf, Baßgitarre Gefreiter Arne Butscher und am Piano Soldat Jens Stache. Das ist die Combo. In dieser Besetzung ist sie gewissermaßen einer Zellteilung fähig – Schlagzeuger, Pianist und Bassist haben sich zu einem Jazz-Trio zusammengefunden. Sie lieben den Modern Jazz, besonders seine „heiße" Seite, den Bebop.



Ihre Vorbilder sind der Trompeter Dizzy Gillespie und der Pianist Thelonius Monk, große Künstler des progressiven Jazz. Der Jazz-Kenner wird bestätigen, daß diese drei Soldaten sich einer großen Kunst verschrieben haben, die hohe musikalische Ansprüche stellt. Jedoch, die drei Jazzer wurden bei ihren ersten Konzerten recht kühl aufgenommen. Kein Wunder, die discogewöhnten Soldaten finden sich bei Schlagern und Rock-Klängen halt besser zurecht. Jazz war für die meisten etwas Fernes, Elitäres. Doch vor allem der Drummer, Genosse Dix, ließ nicht locker. So einfach wie möglich erklärte er den Jazz musikgeschichtlich und demonstrierte am hörbaren Beispiel die musikalische Eigenart dieser Musik. Vielen Genossen erschloß er damit etwas ganz Neues. Das Jazz-Trio hatte seinen Erfolg. Heute jedoch, nach den Anspannungen der taktischen Übung, soll möglichst für jeden etwas dabei sein. Daher auch das große Aufgebot auf der Bühne: Combo, Singegruppe und Solisten, von denen doch tatsächlich einer zu spät kommt! Die Combo erhielt bereits ihren Beifall für den ersten Titel, als sich ein schlanker

Unteroffizier hereinschleicht, ein Akkordeon auf dem Rücken. Es ist Peter Praxmarer. Bereits zehn Jahre spielt Peter dieses schöne und ein bißchen in Vergessenheit geratene Instrument. Seine Ausbildung dafür erhielt er an einer Musikschule. „Meisterhaft auf ‚Weltmeister' ", so wird er meist angekündigt. Das Instrument hat sich Genosse Praxmarer kurzerhand selbst gebaut. Es ist sein Gesellenstück, das er vorweisen mußte, um als Mechaniker für Instrumentenbau gelten zu können. Der musikalische Apfel fiel bei ihm nicht weit vom Stamm. Vater Praxmarer spielt Geige, Mutter Klavier und die Oma Zither. Peters Spiel wird immer mit Bewunderung und viel Beifall belohnt. Der „Hummelflug" von Rimskij-Korsakow oder der Säbeltanz aus dem Ballett „Gajaneh" von Chatschaturjan sind seine am meisten gewünschten (und am schwersten zu spielenden!) Zugaben. Der bescheidene mot. Schützengruppenführer und Klubratsvorsitzende mit den vielen Auszeichnungen (Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold, Klassifizierungsabzeichen, Schützenschnur und das Bestenabzeichen mit einem Anhänger) läßt sich nie lange bitten. Er sagte auch nicht nein, als der Leiter der Singegruppe, Soldat Bojanowski, um seine Stimme warb.

Gleich wird sie mit denen anderer Genossen zu hören sein, denn schon blickt Markus Bojanowski streng und hebt die Hände zum Einsatz. Dreistimmig erschallt es im Saal. Seit 1972 besteht die Singegruppe. An die dreißig Lieder sind in ihrem Repertoire. Auch den Waffenbrüdern können die Sänger etwas bieten. Ein Teil des Programms kann in Russisch, natürlich mit Ansage, dargeboten werden. Besonders beeindruckend bringen die Genossen das vertonte Gedicht von Jewgeni Jewtuschenko „Meinst du, die Russen wollen Krieg?" und das alte Volkslied „Kalinka".

Heute erklingen Volks- und Soldatenlieder in unserer Muttersprache. Sogar Selbstkomponiertes haben die Genossen anzubieten: „Soldatenblues", „Wache auf Posten drei" und „Man muß immer etwas meinen" sind Lieder, die mit Augenzwinkern auf Schwächen im Zusammenleben der Soldaten hinweisen. Das Publikum quittiert sie mit verständnisvollem Schmunzeln. Zu diesen Sängern zu gehören ist eine Auszeichnung. Ausschlaggebend ist nicht nur eine von Genossen Bojanowski sorgfältig getestete Stimme, sondern der „Kerl als Ganzes". Ein guter Soldat muß er sein und wissen, was Disziplin heißt. Genosse Bojanowski: „Der Laden würde zusammenbrechen, könnte ich mich nicht auf jeden einzelnen Genossen fest verlassen." Der studierte Musiklehrer verlangt überdies natürlich Musikalität, ein sicheres Gehör und Gefühl für Rhythmus und Harmonie.

Die freudige, gehobene Stimmung, in der die Soldaten und Unteroffiziere das heutige Konzert verlassen, wird leider nicht von allen Vorgesetzten geteilt. Einige Genossen beharren halt auf diesem Standpunkt: ‚Was soll das alles? Wir brauchen weder Sänger noch Musiker, sondern Soldaten, die mit der Waffe umgehen können.' Zugegeben, eine extreme Meinung, die nicht typisch ist; aber es gibt die noch. Und es gibt Vorgesetzte, die sehr wohl wissen, daß die Gefühle der Soldaten für den Sieg im Gefecht von außerordentlicher Bedeutung sind. Dennoch verdrängen sie dies in den Hintergrund, lassen sich von den Tagesaufgaben überrollen. Da ist der strenge Dienstplan. Hinzu kommen nicht selten Sonderaufgaben. Und hundert andere Pflichten, vom Küchendienst bis zum Revier- und Waffenreinigen, müssen ebenfalls ordentlich besorgt werden. Da wird tatsächlich jeder Mann gebraucht. Wenn dann einige Genossen kommen und zur Probe gehen möchten oder gar ein Konzert bestreiten müssen, reagiert kaum ein Vorgesetzter mit Freudentränen in den Augen. Soll man ihnen das verübeln? Doch ein guter Komman-



Trio

deur beherrscht die Kunst, beides, militärische Aufgaben und die „Erziehung der Gefühle", miteinander zu verbinden. Und er wird bald merken, daß kulturelle Aktivität wie ein Katalysator wirkt, der andere wichtige Prozesse im militärischen Leben voranbringt. Dies haben der Kommandeur und viele Offiziere im John-Schehr-Regiment sehr wohl erkannt. Deshalb sind den Volkskünstlern beispielsweise feste Probenzeiten gesichert.

Fürsorglich werden sie betreut vom Leiter kultureller Einrichtungen, Genossen Zimmer, und dem unermüdlichen und erfahrenen Kulturoffizier Major Görlitz. Besonders aufmerksam kümmert sich Major Görlitz um den Fortbestand der Combo. Bei den halbjährlichen Neueinstellungen bekommt er regelmäßig seine Röntgenaugen – er spürt Talente auf, die sich für die kleine Band eignen. So bessert er beständig seine Kulturbastion aus, wenn sie zu bröckeln droht.

Diesen beiden Genossen vor allem, ihrer Anleitung und Unterstützung ist es zu danken, wenn dieses Kulturtrüppchen in Uniform auch in Betrieben am Standort mit Beifall überschüttet wird und die Werktätigen das Staunen kriegen, was die Soldaten können. Seit Jahren auch beteiligen sich Combo und Singegruppe vom John-Schehr-Regiment an der traditionellen „Tournee der Waffenbrüderschaft". Das sind gemeinsame Auftritte von Kulturgruppen unserer sowjetischen Freunde und der NVA in unseren und sowjetischen Garnisonen (AR wird darüber im Februar berichten).

Wenn diese Zeilen erscheinen, sind viele Genossen, die auf den Fotos zu sehen sind, bereits Reservisten. Doch in ihrem Truppenteil wird es weiter singen und klingen. Weil's einfach zum Soldatsein gehört.

Text: Oberstleutnant Wolfgang Matthées
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer



Gedanken beim Kofferpacken

Lange Unterhosen
hast Du
nie getragen.
Und im Oktober
gingst Du
noch mit bloßen Knien.
Die Haare
wuchsen üppig
über alle Kragen.
Und morgen früh ...
wirst Du in die Kaserne ziehn.

Daß Du
nie feige warst,
kann ich bezeugen.
So manche Narbe
kündet von
manch kühner Tat.
Das Strecken
lag Dir
immer besser als das Beugen.
Ab morgen, junger Mann,
bist Du Soldat!

Vorhin,
da bin ich
noch mal an Dein Bett gekommen
und wollt Dir sagen:
„Mach das Radio aus,
und schlaf gleich ein!"
Da hast Du wie ein Mann
mich in den Arm genommen
und mir gesagt:
„Ich mach drei Jahre, Mutti.
Es muß sein!"

Drei Jahre
wirst Du
täglich kämpfen üben.
Ich werde
täglich hoffen,
daß es bei der Übung bleibt.
Und dafür
werd ich schreiben –
kämpferisch und offen –
und Deine Freundin
dran erinnern,
daß sie Dir oft schreibt.

Sieglinde Dick

Trennung

Bist du gegangen,
legt die Einsamkeit
Fesseln um meine Gedanken.
Im flackernden Licht der Kerze stehend,
sehe ich neidvoll
erleuchtete Fenster.
Zweisamkeit anderer
läßt mich abwenden,
finde schwer
den Weg in den Alltag.

Bist du hier,
schmücke ich festlich das Zimmer
und mich.
Streife ab die Fesseln
gleich der leichten
Hülle eines Sommerkleides.
Buntschillernde Gedanken
wecken den Wunsch,
Freude zu geben
den anderen

Roswitha Schumann

Soldatengedanken

Aufgeschrieben von Marlies Bernhardt

Die Maschinenpistolen verstummen. Allmählich gewöhnen sich meine Ohren wieder an die Stille. Die Sonne steht über dem Schießplatz und heizt den kargen, von schwerer Technik zernarbten Boden. Nicht einmal das Kiefernwäldchen bietet Kühle. Eine halbe Stunde Pause. Ich beobachte, wie die Spannung und die geschäftige Konzentration, die auf allen lastet, von uns abfällt. Mancher von uns läßt sich einfach dort fallen, wo er gerade steht. Andere gehen zum Raucherplatz, versammeln sich an der großen verbeulten Aluminiumschüssel, um die ein Gemisch von Zigaretten-, Zigarren- und Pfeifenrauch schwebt. Der Wind trägt Lachen und Gesprächsfetzen zu mir herüber. Endlich ein wenig Ruhe! Ich trete zur Kiefernschonung, berühre Äste, lausche den Vögeln und gehe bis auf den Hügel, den ich schon mehrere Jahre kenne. Ich sehe Wiesen, ein gelbes Löwenzahnmeer im Tal, möchte die verschwitzte, staubsteife Uniform und die lästigen Stiefel ausziehen und barfuß durch die Wiese laufen, den Geruch frisch geschnittenen Grases einatmen. Vater hat sicher schon den ersten Schnitt gemacht. Ich sehe das Feld hinter der Wiese, wie gekämmt steht das Korn. Zu Hause sind die Felder und Wiesen unendlich weit, kein Hügel versperrt die Sicht. Zu Hause! Keine 24 Stunden sind vergangen, seit ich mich von dir auf dem kleinen Bahnsteig verabschiedet habe. Mir ist, als wäre ich schon Wochen von dir getrennt. Doch ich sehe dich ganz deutlich vor mir, dein langes blondes Haar, das der Wind dir immer wieder ins Gesicht bläst, deine graugrünen Augen, die in meinem Gesicht immer etwas zu suchen scheinen, und ich sehe dein helles Kleid, das mit den bunten Blüten. Der Wind drückt es nach hinten, zeichnet die Konturen deines Körpers ab, den hohen schweren Leib, und deine Brüste, die schon seit Wochen den Geruch von Milch haben. Ich lag neben dir und streichelte vorsichtig deinen Leib. Ich wollte die Haut mit meinen rissigen, vom Umgang mit den Geschützen hart gewordenen Händen nicht kratzen. Da spürte ich plötzlich einen leichten Stoß gegen deine Bauchdecke, ich hielt die Hände still. Du hast gelacht und sagtest: „Das war er." Immer wenn du von unserem zukünftigen Kind sprichst, sagst du „er", denn du wünschst dir als erstes einen Jungen. Noch einige Male fühlte ich die zarten Stöße, erlebte die ersten Bewegungen unseres Kindes. Seitdem sehe ich aufmerksamer als früher Kindern in die Gesichter. Wir träumten. Sein erstes Wort wird sicher „Mama" sein, meintest du. Für das Kinderbett fanden wir zum fünften Mal den günstigsten Platz, und ich ließ mit ihm auf der großen Dorfwiese schon den Drachen steigen. Am späten Nachmittag mußte ich fahren. Anfangs warst du traurig, hast dich an mich geschmiegt, als würdest du frieren. Ich bat, auf dich acht zu geben und zu schreiben, bald und viel zu schreiben. Du hast stumm genickt und mir dann für die Übung viel Erfolg gewünscht, mir und allen anderen. Den letzten Kuß auf dem Bahnsteig mußten wir abbrechen. Der Zug fuhr ein. Ich sah dich noch winken, bis der kleine Bahnhof mit dir im Grün der Felder und Wiesen unterging. Seitdem sind 24 Stunden vergangen, in denen ich keine Zeit hatte, an dich zu denken.

Ich sehe auf die Uhr. Rasch gehe ich zurück. Die Soldaten und Offiziere treten an, und ich reihe mich ein. Wir marschieren zu den Geschützen. Staub wirft sich über uns, der die Hitze noch schwerer macht. Wir werden in den nächsten Stunden nur Kommandos hören, werden Rohre richten und laden, werden feuern und wieder richten, die Stellungen wechseln, die Normen erfüllen und sie unterbieten. Auf jede Sekunde kommt es an, auf Bruchteile von Sekunden. Wenn wir schneller sind und genauer schießen, siegen wir. Ich will siegen, auch deinetwegen. Ich liebe dich! Ich liebe euch.





Die „Terrys" kommen

Das Geräusch der Detonation ist nicht allzu laut. Dennoch kann man es weithin hören. In der frühen Morgenstunde, in der die Tropennacht das Land einhüllt, liegt Windhoek noch im Schlaf. Schon das Quietschen einer Autobremse zerreißt jäh diese Stille. Die Weißen, die in den Häusern und Villen am nördlichen Stadtrand wohnen und seit Jahren einen unruhigen Schlaf haben, werden aufgeschreckt. In die Sekunden ihrer Benommenheit fetzt ein zweiter Knall, und ihm folgt noch ein dritter. Fenster werden aufgestoßen. Die aus dem Schlaf gerissenen Vorstädter lauschen in die Nacht. Ist irgendwo eine Gasleitung explodiert? Ist es nur die Fehlzündung eines Autos gewesen? Oder haben gar die „Terrys" zugeschlagen? Windhoeks Weiße, die meisten von ihnen eingefleischte

Die imperialistischen Intrigen und den verstärkten Terror der südafrikanischen Okkupanten beantwortet die namibische Befreiungsbewegung mit einer Verstärkung des bewaffneten Kampfes. Die Soldaten der Volksbefreiungsarmee der SWAPO operieren in weiten Teilen des Landes. Obwohl die Rassisten ihre Streitkräfte auf mehr als 70000 Mann aufgestockt haben, können sie Namibia längst nicht mehr vollständig kontrollieren, denn

SWAPO – das ist das Volk

Ein Bericht über den Kampf der namibischen Volksbefreiungsarmee von Hans-Dieter Bräuer

Rassisten, sind nachts nicht so großmäulig, wie sie sich tagsüber geben. Die Aktionen der bewaffneten Kämpfer der SWAPO, die sie als Terroristen oder verächtlich als „Terrys" bezeichnen, sind an diesem Apriltag des Jahres 1982 längst nicht mehr auf die Gebiete im äußersten Norden Namibias begrenzt. In den Monaten zuvor haben kleine Einheiten der PLAN, der militärischen Formation der Befreiungsorganisation, auch im Umkreis der nördlich von Windhoek gelegenen nächsten größeren Stadt Okahandją erfolgreich gekämpft. Sollten sie sich nun sogar in die Nähe der Hauptstadt wagen? Die aufgeschreckten weißen Bürger wollen das nicht glauben. Doch mitten hinein in ihre Überlegungen kreischt das schrille Heulen von Polizeisirenen. Blaulichter zucken durch die Nacht. Das kann nicht nur ein simpler Verkehrsunfall sein, wenn so viele Autos der Polizei und vielleicht sogar der Armee unterwegs sind. In den Dienststellen der Rassistenadministration weiß man unterdes schon Bescheid. Kämpfer der PLAN haben die Gleise der einzigen Eisenbahnlinie, die Windhoek mit der Atlantikküste verbindet, gesprengt. Pioniersoldaten stellen fest, daß der strategisch wichtige Schienenstrang mit großer Sachkenntnis zerstört wurde. Von den Partisanen aber wird kein einziger entdeckt. So spurlos wie sie gekommen, so sind sie im Dunkel der Nacht untergetaucht. Ihr Einsatz hat sie mitten ins Herz Namibias geführt, ganze zweieinhalb Kilometer entfernt vom Hauptbahnhof des namibischen Verwaltungszentrums.

Überfall bei Grootfontein

An einem der nächsten Morgen marschiert durch die Savanne nördlich Grootfonteins ein kleiner Trupp SWAPO-Kämpfer. Die Patrioten in den Tarnanzügen sind mit Maschinenpistolen bewaffnet, einige von ihnen tragen kleine Kisten. Die Soldaten bewegen sich äußerst vorsichtig, nutzen jede Möglichkeit der Dekkung, die ihnen Dornbüsche, Schirmakazien und hin und wieder mannshohes Elefantengras bieten. Ab und zu ist das Dröhnen eines Hubschraubers zu vernehmen oder das dumpfe Röhren, das ein Konvoi schwerer Militärdiesel verursacht. Bei Grootfontein befindet sich die größte Basis der südafrikanischen Aggressionsstreitmacht in Namibia. Von hier aus wird der Mordfeldzug gegen die Bevölkerung des Landes gesteuert und der nichterklärte Krieg gegen die benachbarte Volksrepublik Angola. Die Söldnertruppen, die

nördlich des Grenzflusses Kunene Gebiete des angolanischen Südens terrorisieren, bekommen ihren Nachschub aus Grootfontein. Von den Betonrollbahnen des dortigen Militärflugplatzes starten auch die Maschinen mit dem Springbock am Rumpf, dem Hoheitszeichen Südafrikas, die schon oft Tod und Verderben über angolanische Städte und Dörfer gebracht haben. Gerade diese Militärbasis aber ist das Ziel des Partisanentrupps. Dort ist der Feind am empfindlichsten zu treffen. In sorgfältiger Aufklärungsarbeit haben sie den Fahrplan der Militärtransporte ausgekundschaftet. Die Kämpfer haben Glück. Kurz vor der Straße können sie sich in einem Akazienwäldchen verbergen. Minutenlang steht eine „Alouette" in der Luft. Dann dreht der Hubschrauber ab. Die Minen aus den mitgeführten Kisten im Sand am Rande der Piste zu vergraben, ist schnell getan. Nun gilt es, sich in Deckung zu begeben und zu warten. Das ist das schwerste. Endlich ertönt aus der Ferne Motorengeräusch. Alle atmen auf. Behutsam entsichern sie ihre MPis. Ein Landrover mit aufgebautem Maschinengewehr nähert sich. Ihm folgt ein schwerer Tankwagen. Was dann kommt, geht alles sehr schnell. Das Führungsfahrzeug fliegt in die Luft. Von der Besatzung überlebt keiner. Die zwei in der Kabine des Tankwagens fallen nach kurzem Schußwechsel. Eine Haftmine besorgt den Rest. Aus sicherer Entfernung beobachten die Kämpfer, wie der Wagen samt Ladung in die Luft fliegt. Dann treten sie den Rückzug zum vorbereiteten Versteck an. In kürzester Zeit wird in der Savanne der Teufel los sein. Die stinkende schwarze Rauchsäule ist weithin zu sehen. Nun muß in der sorgfältig getarnten Erdhöhle das Durchkämmen des Gebietes überstanden werden. Das ist der kritische Punkt der Aktion. Viele Genossen sind von solchen Einsätzen nicht zurückgekehrt.

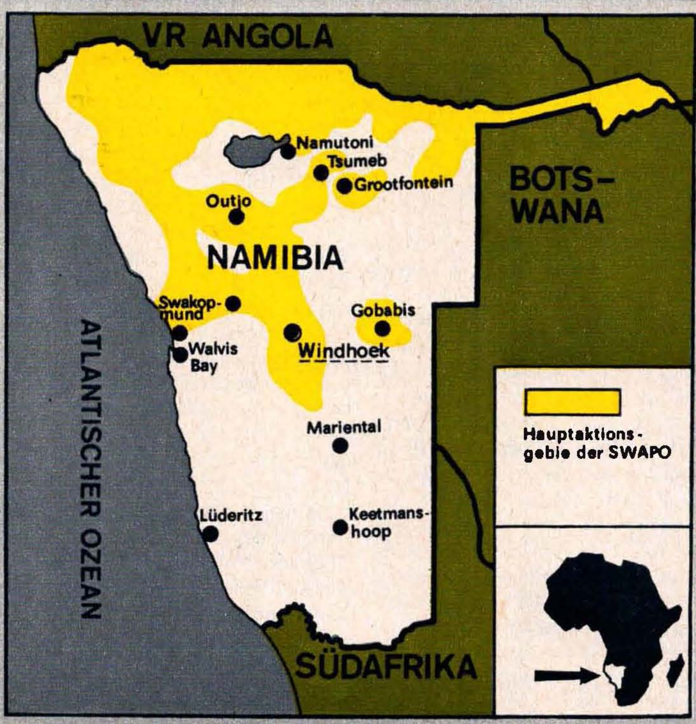
Verbrechen der Rassisten

Die als Terroristen verteufelten Kämpfer der PLAN, eine disziplinierte, unter anderem mit Flak und kleinen Luftabwehrraketen ausgerüstete Streitmacht, haben die Erfolge der letzten Jahre gegen einen Feind errungen, der in Namibia immer mehr Truppen konzentriert, nicht mit modernster Militärtechnik spart und das Leben im ganzen Land militarisiert hat wie nie zuvor. Anfang dieses Jahres erklärte General Constand Viljoen, der Oberbefehlshaber der südafrikanischen Streitkräfte, daß die Regierung in Pretoria an einer „starken militärischen Stellung" in Namibia festhalten werde, um die Situation „im Griff zu behalten". Und wenig später erläuterte der Kommandeur der in Namibia eingesetzten Truppen, Brigadegeneral Willie Meyer, unmißverständlich, daß das Apartheidregime darunter nichts anderes verstünde als einen Vernichtungsfeldzug gegen die SWAPO und alle, die

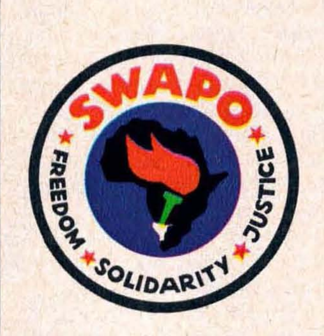


SWAPO – das ist das Volk





die Befreiungsbewegung unterstützen. Wörtlich sagte er auf einer Pressekonferenz in Windhoek: „Wir sind beschäftigt, sie zu jagen, und wir werden sie töten, wo wir sie finden." Deshalb ist von den Rassisten in Namibia die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, die alle Männer im Alter zwischen 16 und 65 Jahren erfaßt. Ganz abgesehen davon, daß sich die schwarzen Bürger des Landes dem Zugriff der Militärmaschinerie der verhaßten Rassisten scharenweise entziehen oder kurz nach der Einberufung desertieren, spricht schon die Tatsache, daß das Regime die von ihm so gering geschätzten „Kaffer" mobilisieren will, für seine wachsenden Schwierigkeiten. Jesaya Nyamu, ein Sprecher der SWAPO, hat kürzlich die Vergrößerung der Rassistenarmee sehr plastisch erläutert. Er sagte, daß auf je ein Dutzend Einwohner ein Soldat Südafrikas komme und „dieses Verhältnis eine der massivsten Konzentrationen militärischer Kräfte" darstelle, die es in der gegenwärtigen Zeit gebe. Heute kostet Pretoria der Krieg gegen die SWAPO jeden Tag umgerechnet sage und schreibe zweieinhalb Millionen Mark. Das hat dazu geführt, daß das an Bodenschätzen und landwirtschaftlichen Ressourcen so reiche Namibia praktisch bankrott ist. Der namibische Geschäftsmann Eric Lang bemerkte dazu, Südafrika habe das Land zum „wirtschaftlichen Krüppel" gemacht. Dessen ungeachtet verschärft Pretoria seinen Terrorfeldzug, koste es, was es wolle. Zu den in Namibia eingesetzten südafrikanischen Streitkräften kommen noch ungefähr 3000 hochbezahlte Söldner aus den USA, aus Großbritannien, Chile, der BRD und aus den Reihen der Killerkommandos des ehemaligen Südrhodesien. Seit kurzem halten sich auch Militärberater aus Israel im



Namibia

(offizieller Name, bis 1968 Südwestafrika)

Territorium: 824925 km², Bevölkerung: 1250000 Einwohner, davon nur 76000 Weiße, Amtssprachen: Afrikaans und Englisch.
Das Territorium steht entsprechend des Völkerrechtes unter direkter Verwaltung der UNO, wurde jedoch widerrechtlich von der Republik Südafrika (SAR) okkupiert und ist faktisch eine Kolonie. Grundlage der Wirtschaft ist der Bergbau. Neben Diamanten werden alle Buntmetalle und Uran (20% der Förderung aller nichtsozialistischen Länder) gewonnen. An der Ausbeutung der Bodenschätze sind außer südafrikanischen Konzernen vor allem Monopolgesellschaften aus den USA, aus Großbritannien, Kanada, Frankreich und der BRD beteiligt.

SWAPO: South-West Africa People's Organization (Südwestafrikanische Volksorganisation), gegründet 1960, offiziell von den Rassisten nicht verboten, aber ständigen Verfolgungen ausgesetzt, seit 1979 Beobachterstatus in der UNO, Mitglied der Bewegung der Nichtpaktgebundenen, von der UNO als einziger Interessenvertreter Namibias anerkannt: Präsident der SWAPO ist Sam Nujoma.

PLAN: People's Liberation Army of Namibia (Volksbefreiungsarmee Namibias), militärische Organisation der SWAPO.

Lande auf. Diese Profis des Mordens beschäftigen sich vor allem damit, konterrevolutionäre Banden für den Einsatz in Angola auszubilden. Seit mehreren Jahren erprobt eine Spezialabteilung der südafrikanischen Besatzerarmee an den Häftlingen des Konzentrationslagers Oshakati Psychopharmaka aus. Diese Tests seien, so schrieben afrikanische Zeitungen, eine direkte Fortsetzung der verbrecherischen Experimente, mit denen sich der berüchtigte KZ-Arzt Mengele in Auschwitz befaßt habe.
Zu den Verbrechen Pretorias gegen die Bevölkerung Namibias gehört auch der Einsatz des berüchtigten Herbizides „Agent Orange", das einst von den USA gegen Vietnam eingesetzt wurde und das auch für die Menschen sehr gefährlich ist. Schließlich soll Namibia Testfeld für die bakteriologischen Waffen sein, die laut einer Meldung der moçambiquanischen Zeitung „Noticias" in der südafrikanischen Provinz Transvaal von Sondereinheiten der Rassistenarmee erprobt würden. Dazu gehörten, so schreibt das Blatt, Krankheitserreger für Cholera, Typhus, Pest und Pocken.

Das Dreieck des Todes

Die Pläne, Namibia in einen Marionettenstaat zu verwandeln, in dem Friedhofsruhe herrscht, sind mit Billigung und direkter Unterstützung der USA und anderer imperialistischer Länder ausgearbeitet worden. Die selbsternannte sogenannte Kontaktgruppe, zu der neben den Vereinigten Staaten noch Großbritannien, Frankreich, Kanada und die BRD gehören, hat nichts unversucht gelassen, Namibia für den Imperialismus zu erhalten. Mit allen nur möglichen Tricks wurde die Verwirklichung der unter der Nummer 435 schon im Jahre 1978 verabschiedeten Namibia-Resolution der UNO verhindert. Diese Resolution sieht als aufeinanderfolgende Schritte einen Waffenstillstand, die Freilassung aller politischen Gefangenen, die Errichtung eines UNO-Kontrollapparates, freie Wahlen und schließlich die Schaffung eines unabhängigen Staates vor. Dieser Kurs aber paßt weder den Globalstrategen außerhalb Afrikas noch den Apartheidfanatikern in ihre Pläne. Doch ihr Plan, einen neokolonialistisch versklavten Scheinstaat von Pretorias Gnaden zu schaffen, ist kläglich gescheitert. Den politischen Kampf der SWAPO haben die Kämpfer der Volksbefreiungsarmee vor allem in den letzten beiden Jahren wirksam unterstützt. Im Zeitraum von November 1981 bis November 1982 haben sie nicht weniger als 802 bewaffnete Operationen durchgeführt, bei denen 2865 Soldaten der Rassisten außer Gefecht gesetzt und 230 gefangengenommen wurden. In der gleichen Zeit konnten sieben Militärstützpunkte im Norden des Landes zerstört werden. 37 Schützenpanzerwagen und 79 Lastkraftwagen büßten die Rassisten ein. 15 Hubschrauber der Typen „Alouette" und „Puma" sowie 20 Flugzeuge „Mirage" und „Impala" wurden abgeschossen.
Die PLAN kämpft heute von der Atlantikküste bis zum äußersten Osten des Caprivistreifens, vom Kunene bis nach Okahandja und Windhoek; und das Gebiet der nördlichen Zentralregion mit den Städten Grootfontein, Tsumeb, Otavi, Otjivarongo und Kanjab ist in solchem Ausmaß Schauplatz der Befreiungsaktionen, daß die Okkupanten es „Dreieck des Todes" genannt haben.
SWAPO-Präsident Sam Nujoma hat erst in diesem Jahr wieder betont, die namibische Befreiungsorganisation sei bereit, „Anstrengungen zu unternehmen, um zu verhandeln, wo immer es seriöse Verhandlungsmöglichkeiten gibt". Aber „wenn keine Ergebnisse durch Verhandlungen zu erwarten sind", so sagt er, „wie es jetzt unter den Bedingungen der nackten Aggression Südafrikas" der Fall sei, habe die SWAPO keine andere Wahl, „als den bewaffneten Kampf zu verstärken".
Bild: ZB

Singen oder nichts!

Vor dem alten Konsum in Weimar-Schöndorf fing alles an. Fast jeden Tag verließen dort eine junge Mutti und ihr fünfjähriges Töchterlein das Lebensmittelgeschäft. Und fast jeden Tag wurden die beiden Stammkunden von anderen Stammkunden wiedererkannt. Letztere hatten bei dem kleinen braunäugigen Mädchen dann immer einen Wunsch frei: „Ach komm, sing uns doch eins vor!" Und die Kleine sang. Manchmal nicht nur eins, sondern mehrere Liedchen hintereinander. Sie trällerte vom Fuchs, der die Gans gestohlen hat, und vom Häschen in der Grube. Na ja, wer konnte damals vor dem Schöndorfer Konsum schon ahnen, daß diese Ute Freudenberg es später einmal mit viel größeren Tieren zu tun haben würde, mit Elefanten gar ...

Jedenfalls hatte Ute von Kindesbeinen an auf die Frage, was sie später einmal werden wolle, stets nur eine Antwort parat: Sängerin. Sängerin oder nichts. Das Singen war ihr ein und alles. Ute sang, was das Zeug hielt, sooft und wo man sie nur hören wollte. Sie war eine von den Piepmätzen im Mädchentrio „Die Schöndorfer Spatzen", dessen Nest sich damals in der Polytechnischen Oberschule befand. Später, in einem FDJ-Ferienlager, durfte sie sich erstmals über Lautsprecher produzieren. Hans Kusch, ehrenamtlicher Lagerfunker und hauptamtliches Mitglied der Folkloregruppe „Los Iberos", hatte an ihrer Stimme Gefallen gefunden. Gefunden ward damit auch ab 1971 eine Sängerin bei den „Los Iberos".

Was die einen also bereits gefunden hatten, suchten die anderen noch. Das Fernsehen der DDR zum Beispiel suchte im gleichen Jahr Talente. Ganze fünfzehn Jahre jung war Ute Freudenberg damals, als Hans Kusch sie eines schönen Tages mit den Worten von zu Hause weglockte: „Du singst mal im Zentralen Klub der Jugend und Sportler Erfurt vor. Das Fernsehen will da etwas ausprobieren." Mutter und Vater Freudenberg hatten nichts dagegen; das Fernsehen hatte nichts gegen Ute. Und so trug es sich zu, daß die Eltern ihr Kind im März 1972 zum ersten Male auf der Mattscheibe sahen. Ute



war eines von den „Sechs Mädchen und Musik" geworden. Das war immerhin schon etwas. Aber es sollte noch viel mehr werden. Denn merke: Auch Dozenten gucken fern! Zum Beispiel die von der Musikhochschule „Franz Liszt" in Weimar. Einer von ihnen, Manfred Schmitz, fragte Ute, ob sie denn nicht ein Musikstudium aufnehmen möchte? Und obwohl sie ein Lehrerstudium bereits so gut wie in der Tasche hatte, sagte sie: Sieh, das Gute liegt so nah! und blieb, von diesem zukunftsträchtigen Angebot begeistert, in ihrer Heimatstadt. Für vier Jahre noch. Denn so lange dauerte das Studium ...

Danach dauerte es nicht mehr lange. Die Gruppe „Elefant" wurde aus der Taufe gehoben, benannt nach dem Weimarer Hotel gleichen Namens. In jenem berühmten Hause hatten sich die Musikanten zu Beginn ihres Miteinanders zusammengefunden, um ihren Bund bei einem Glas Wein zu besiegeln. Und dieser Bund zwischen Ute Freudenberg und den Elefanten (von denen einige auf andere Pfade wechselten, dafür andere den Pfad zu Ute fanden) hat bis heute Bestand.

Und nicht nur Bestand. Auch viel Erfolg. 1977 glückte der Sängerin ein erster Kompositionsversuch. Für „Wie weit ist es bis ans Ende dieser Welt" – so der Titel des Liedes – ist in puncto Beliebtheit noch kein Ende abzusehen. Silber- und Goldmedaillen sowie ein Diplom bei nationalen Interpretenwettbewerben wurden Ute und ihren Elefanten verliehen; sie wurden zu Auslandsgastspielen gebeten und waren unter anderem im letzten Jahr sieben Wochen auf einer Sowjetunion-Tournee; bei AMIGA produzierten sie zwei Langspielplatten: „Jugendliebe" und „Alles oder nichts". 1980 und 1982 wählten die Leser des Jugendmagazins „Neues Leben" Ute Freudenberg zur Interpretin des Jahres. 1981 fehlten nur neun Stimmen, um Gabi Rückert den ersten Rang abzulaufen oder besser: abzusingen.

Fest steht, die Ute will mit ihren Elefanten auch weiterhin zusammenbleiben, und das sind: Werner „Fritz" Kunze (b. voc), Peter „Emma" Piele (dr), Bernd „Geist" Henning (git, voc), René „Sammy" Decker (sax, voc), Frank „Wasja" Fehse (keyb, voc), Ingo Weidemann, Ulli Wutke,



Andreas Welscher, Axel Falk (Technik) und Rolf Henning (Org.).

Und es bleibt dabei: Die Elefanten präsentieren auch weiterhin engagierte, liedhafte Rockmusik.

Was damals vor dem Weimarer Konsum begann, ist heute noch lange nicht zu Ende. Die dritte LP wird vorbereitet, nächste Auslandsgastspiele stehen ins Haus, neue Texte warten auf ein musikalisches Gewand ...

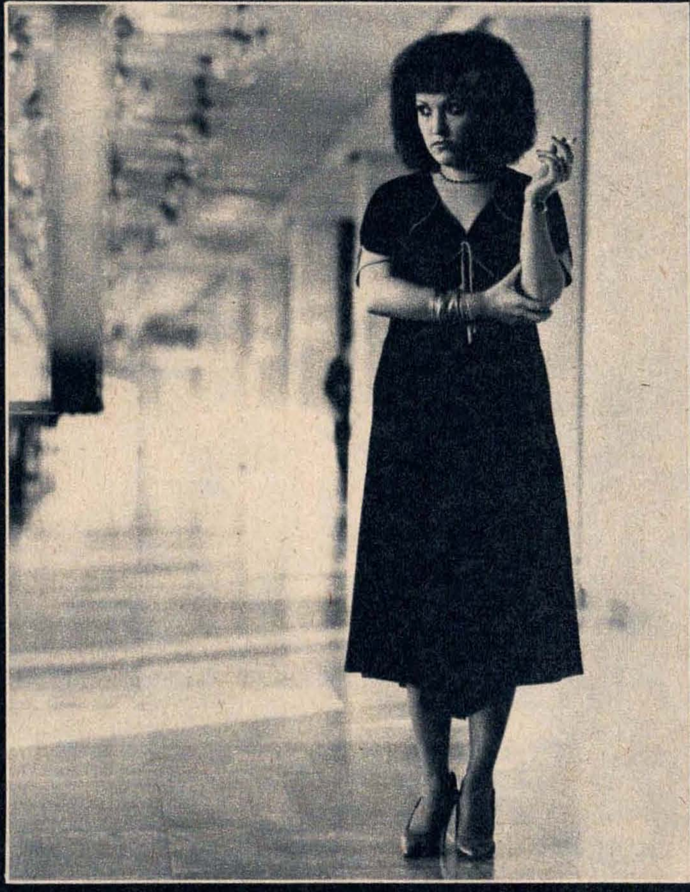
Die Zukunft wird Ute Freudenberg viel Arbeit und sicher auch weiterhin die Gunst ihres Publikums bescheren. Ihr musikalischer Tatendrang ist kaum zu bremsen. Man ist geneigt, es zu glauben: Sie will tatsächlich singen oder nichts!

Text: Hauptmann Rainer Ulm
Bild: Manfred Uhlenhut

Autogramm-Anschrift:
Rolf Henning,
1250 Erkner, Fürstenwalder Straße 4











„Das Laufen nach Karte und Kompaß macht Spaß. Und ich bekomme überhaupt keinen Muskelkater. Einmal sah ich unterwegs auch ein Reh, aber noch keinen Hasen ..." Das kann der 11jährige Mario selber nicht begreifen, denn eigentlich hat er schon ...

Gespür wie ein Fuchs

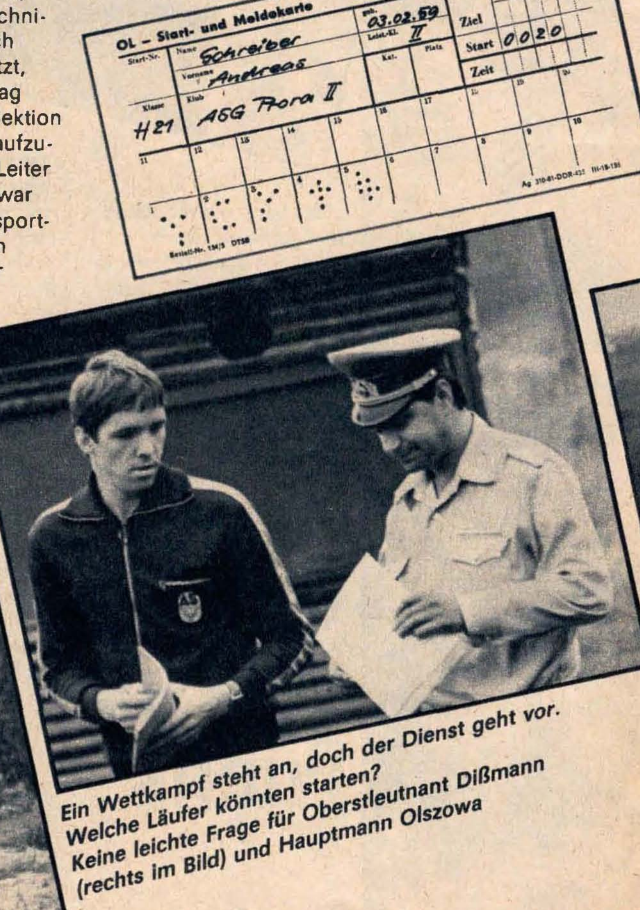
Darum darf er den schlauen Meister Reinecke als großes rundes Stoffabzeichen an der Trainingsjacke tragen. Stolz ist er darauf, zeugt doch dieses lustige Kerlchen von Marios erstem erfolgreichen Wettlauf mit Gleichaltrigen und Älteren. In unbekanntem Gelände nahe der Stadt Ribnitz-Damgarten. Und im vorigen Jahr holte sich „Füchschen" Mario einen Bezirksmeistertitel. Ja, bei der Kreisspartakiade habe er sogar Fünfzehnjährige „abgekocht", so leicht – sicher zu leicht schon – sei ihm da die Strecke gewesen. Das meinte hinterher nicht Mario, sondern sein großer Kamerad Wolfgang Dißmann, Oberstleutnant und Leiter der Sektion Orientierungslauf der Armeesportgemeinschaft Vorwärts Prora II. „Mario Heidrich hält nun schon seit über zwei Jahren zu uns. Er ist unser Treuester, ein richtiger Armeesportler. Ihn lob' ich besonders gern."
Hätten dies in jenem Augenblick seine 30 „Treuen" gehört – sie wären nicht traurig gewesen. Denn erstens halten auch sie alle Hände über den Kleinen. Und zweitens wird's ihnen selber hart ankommen, daß sie nur Gäste auf der Insel Rügen sind: Unteroffiziersschüler allesamt, künftige Spezialisten für die Instandsetzung und Einsatzbereitschaft moderner Nachrichtentechnik.
In ihrer Freizeit widmen sie sich vorzugsweise dem Orientierungslauf,

einer Sportart, die Soldaten sozusagen auf den Leib geschnitten ist. „Sie verhilft zu logischem Denken und zu Risikobereitschaft", erklärt Hauptmann Bernd-Josef Demian, Kompaniechef und OL-Übungsleiter. „Zielstrebiges und vor allem selbständiges, entschlossenes Handeln wird vom Läufer verlangt. Und Entscheidungsfreude sowie Konsequenz." Hauptmann Demian erläutert: „Der Sinn der Sache ist, mit Hilfe von Karte und Kompaß in kürzester Zeit markierte Geländepunkte, Posten genannt, in vorgeschriebener Reihenfolge anzulaufen. Wie bei allen Wettläufen siegt jener Athlet, der am schnellsten das Ziel passiert. Ein Beispiel: Ich laufe los, die Spezialkarte mit den aufgetragenen Posten, meine Start- und Meldekarte und den Kompaß in der Hand. Nun gilt es, Posten um Posten zu erreichen. Wie, das bleibt mir überlassen. Das Gelände kenne ich nicht, und niemand wird mir den günstigsten Weg zeigen. Ich bin auf mich allein gestellt... Die Schneise, die ich gewählt habe, weicht plötzlich von der Richtung zum nächsten Posten stark ab. Vor mir ein verteufelt verwachsenes Dickicht. Augenblicklich weiß ich wirklich nicht, wie weiter. Schnell orientiere ich mich und – kombiniere: Nehme ich die bequeme Schneise, wird's ein tüchtiger Umweg. Verfolge ich die Gerade zum Ziel, hab' ich zwar nur die halbe Strecke, aber eine über Stock und Stein, durch Morast und Unterholz. Was ist vorteilhafter? ‚Durchkämpfen!' entschließe ich mich. Doch nun darf's auch kein Zurück geben, ich muß hindurch..."

Genau das sagte sich vor vier Jahren jener Absolvent einer sowjetischen Militärakademie, der, kaum zur Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath" versetzt, sogleich den Auftrag erhielt, dort eine Sektion Orientierungslauf aufzubauen und ihr als Leiter vorzustehen. „Ich war weder besonders sportlich, noch hatte ich Ahnung von dieser Sportart. Nur Einsicht in die Aufgabe", gesteht Oberstleutnant Dißmann, „und Interesse für das Neue, das da auf mich wartete." Flugs rührte er die Werbetrommel, gewann ein Häuflein Mitstreiter und besuchte zwischendurch einen Lehrgang, wo er sich als Übungsleiter und Kampfrichter qualifizierte. Damit begnügte er sich aber nicht. „Der Orientierungslauf lebt von Wettkämpfen", meint Wolfgang Dißmann. „Du kannst noch so fleißig trainieren – ohne direkten Vergleich in unbekannter Landschaft wird nichts." Und so läuft der Sektionsleiter gelegentlich selber mit. Genau weiß er's auf Anhieb nicht zu sagen, doch „an die zehn bis fünfzehn Wettläufe habe ich bereits bestritten, am Ende sogar welche mit Rang 4 und 5 im Bezirk. Damit konnte ich durchaus zufrieden sein."

Der Oberstleutnant und die Seinen haben den Kampf gegen sich selbst auf den 3 bis 12 Kilometer langen, bergauf- und bergab hindernisübersäten und darum recht beschwerlichen Strecken liebgewonnen. „Richtig schön ist das", schwärmt Wolfgang Dißmann. „Streifst durch den Wald, findest Posten nach Posten und darfst dort die Meldekarte lochen. Bist gespannt auf

Sich orientieren, dann kombinieren und laufen, was das Zeug hält...



Ein Wettkampf steht an, doch der Dienst geht vor. Welche Läufer könnten starten? Keine leichte Frage für Oberstleutnant Dißmann (rechts im Bild) und Hauptmann Olszowa

den nächsten Abschnitt, daß es nur so kribbelt. Verfolgst allein deinen Kurs – und bist doch in Gesellschaft. Zum Beispiel beim alljährlichen, DDR-offenen Störtebecker-Lauf auf unserer Insel ..." Am 25. Juni waren rund 180 Läufer an den Start gegangen; neben den Armeesportlern aus Prora und Basepohl, Neubrandenburg und Eggesin laufbegeisterte Ehepaare und ganze Familien selbst aus dem Thüringischen. „Vom Kind bis zum Opa eilen Aktive aller Altersklassen kreuz und quer durch die Gegend. Da kommt es auch mal vor, daß dich unterwegs solch ein Knirps wie Mario fragt: ‚Onkel, kannst du mir bitte zeigen, wo ich bin?' – Jeder Wettkampf ist ein Erlebnis im Grünen", schließt der Sektionsleiter. „Während ein Crossläufer ein ums andere Mal seinen Rundenkurs zu drehen hat, suchen wir uns selbst den Weg, pirschen nach Gutdünken durch dick und dünn. Darin steckt der Reiz."

Dies bestätigte auch Unteroffiziersschüler Jörg Haferkorn, als wir ihn und seine Sportfreunde an einem Spätsommernachmittag beim Training beobachteten. Der Bezirksvizemeister versicherte, auch im künftigen Truppenteil „auf dieser Strecke unbedingt" weitermachen zu wollen. Ebenso Jörg Hendschke, 82er Bezirksmeister der 19jährigen Herren. Der einstige Jollen-Segler erzählte, für den Laufsport habe er stets etwas übrig gehabt. „Hier in unserer ASG versuche ich mich auf allen langen Strecken. Die kurzen liegen mir nicht." So kam ihm der Kurs der „Füchse" gerade recht. „Weniger wegen der Natur, mehr aus persönlichem Ehrgeiz, mich zu beweisen. Außerdem behagt mir ein Vorzug des Orientierungslaufes besonders: Kommt unterwegs mal ‚der Mann mit dem Hammer', kann ich ohne weiteres pausieren, einfach mal stehenbleiben, wenn die Puste ausgehen will; tief Luft holen – und dann wieder vorwärts!"

Daß jeder „Oli" – so nennen sich die Läufer – fast mühelos die Langstrecken- und Sturmbahnnormen in der physischen Ausbildung am besten bewältigt, hält Hauptmann Rainer Olszowa, Übungsleiter wie Hauptmann Demian, für das allerwichtigste: „Uns schaffen die Normen nicht. Weil wir, statt auf der faulen Haut zu liegen, in unserer Freizeit lieber die Laufschuhe anziehen und nach Karte und Kompaß greifen. Das bringt Kondition." Und es zeugt unbestritten vom Gespür dieser Armeesportler für das, was jeder Soldat unserer sozialistischen Streitkräfte heute mehr denn je braucht: einen klaren Kopf und hohes physisches Leistungsvermögen. Bei aller Freude an der Posten-Pirsch wird dies selbst der kleine Mario verstehen, der zwar „unterwegs noch keinen Hasen" traf, dafür aber dufte Kameraden.

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut



Hurtig geht es über Stock und Stein

Schwierig wie das Gelände ist auch die unbeschriftete OL-Spezialkarte: Nur die Farben geben Auskunft

AR 11/83	TYPENBLATT	SPEZIALTECHNIK CH

Entgiftungsfahrzeug ARS 14 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6970 kg
Gefechtsmasse	10000 kg
Länge	6856 mm
Breite	2420 mm
Höhe	2480 mm
Antrieb	8-Zylinder Viertakt-Otto-Motor
Leistung	110 kW bei 3200 U/min
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Watfähigkeit	1400 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Überschreitfähigkeit	630 mm
Bodenfreiheit	330 mm
Radformel	6 × 6
Füllzeit des Kessels	
mit der mechanischen Pumpe	8 bis 12 min
mit der Handpumpe	45 min
maximale Füllmenge	2700 l
Arbeitsdruck in der Druckleitung	3,0 bis 3,5 kp/cm²

Die Entgiftungsanlage ARS basiert auf dem Fahrgestell des ZIL 131. Sie gehört zur Ausrüstung der Einheiten der chemischen Abwehr und wird zum Entaktivieren und Entseuchen von technischen Kampfmitteln und Ausrüstungen sowie zum Entgiften von Straßen und Geländeabschnitten verwendet. Dabei wird die im Kessel befindliche Flüssigkeit mittels Pumpe durch Schlauchleitungen gedrückt und durch Sprühdüsen und Strahlrohre auf Technik und Ausrüstung aufgetragen bzw. durch eine Breitstrahldüse am Fahrzeugbug verspritzt.

AR 11/83	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

U-Jagdschiff NAJADE (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Einsatzverdrängung	660 ts
Länge	67,78 m
Breite	8,20 m
Tiefgang	2,65 m
Antrieb	2 Dieselmotoren
Leistung	je 3000 PS
Geschwindigkeit	23,5 kn
Bewaffnung	eine 40-mm-Zwillingsflak, ein reaktiver 4fach-Wasserbombenwerfer vier U-Boot-Abwehr-Torpedorohre
Besatzung	70 Mann

Die NAJADE gehört zu den 5 U-Jagdschiffen der BRD-Marine der Thetis-Klasse (Kl. 420). Diese Einheiten wurden Anfang der 60er Jahre an die BRD-Marine geliefert. Sie sollen die Entfaltung eigener U-Boote in entfernten Seegebieten sichern.



Transportflugzeug YC-15 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	98,3 t
Länge	37,87 m
Höhe	13,21 m
Spannweite	40,41 m
Reisegeschwindigkeit	805 km/h
Gipfelhöhe	13715 m
Reichweite	4800 km
Triebwerke	4 Zweistrom-Turbinen-Luftstrahltriebwerke
Leistung	je 97,86 kN
Nutzmasse	28,1 t oder 150 Soldaten

Das militärische Transportflugzeug YC-15 wird vom amerikanischen Rüstungskonzern Mc Donnell Douglas gebaut. Es ist vorgesehen für den Transport von Personal und Material für den operativ-taktischen oder strategischen Einsatz über große Entfernungen. Im Kriegsfall soll die YC-15 Truppen und Gerät im rückwärtigen Raum des Gegners absetzen.

Schützenpanzerwagen „Cobra" (Belgien)



Taktisch-technische Daten:

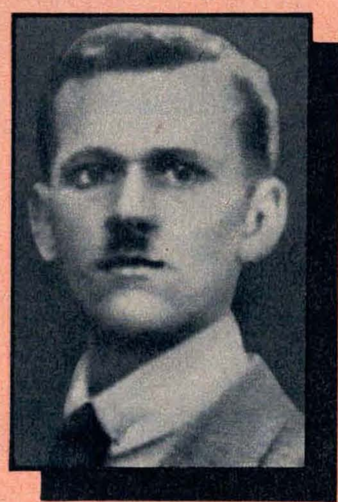
Gefechtsmasse	7,5 t
Länge	4200 mm
Breite	2700 mm
Höhe	1650 mm
Bodenfreiheit	400 mm
Kletterfähigkeit	700 mm
Überschreitfähigkeit	1750 mm
Motor	6-Zyl.-Dieselmotor
Leistung	105 kW
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Fahrbereich	600 km
Bewaffnung	1 MG 12,7 mm
Besatzung	2 + 10

Der SPW verfügt über eine elektrische Kraftübertragung mit folgendem Kraftfluß: Dieselmotor, Generator, Kabel, Elektromotoren, Antriebsräder. Dadurch fallen viele Baugruppen der mechanischen Kraftübertragung weg und ein großer Teil des Innenraumes steht als Nutzraum zur Verfügung. Auf Grund der geringen Masse ist das Fahrzeug lufttransportfähig und kann schwierigen Boden gut überwinden. Der „Cobra" ist mit Hilfe eines Faltenbalgs schwimmfähig. Er kann mit einer Kernwaffenschutzanlage und Nachtsichtgeräten ausgerüstet werden.

Erste illegale Versammlung der Freien Jugend am 5. Mai 1918 bei Stolpe



Das teuerste Blutopfer



Erich Habersaath

Vier Monate dauerten die Verhandlungen. Vom Januar bis zum April 1918. Dann war es geschafft. Die von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) geführte Arbeiterjugend Berlins stimmte dem Vereinigungsangebot des zum Spartakusbund gehörenden Jugendbildungsvereins Groß-Berlin zu. Sie akzeptierte auch dessen politische Grundsätze. Und diese waren ja von Karl Liebknecht maßgeblich beeinflußt. Damit war die Gründung einer einheitlichen oppositionellen Jugendorganisation in der Hauptstadt vollzogen: Sie nannte sich „Freie Jugend Groß-Berlin".

Schon wenige Tage später fand ihre erste Kundgebung statt. Illegal. Im Wald bei Stolpe, im Norden Berlins. Am 5. Mai 1918, zum 100. Geburtstag von Karl Marx. Mehr als 2000 Jugendliche kamen mit roten Fahnen, sangen Arbeiterkampflieder. Fritz Globig, ein bekannter Berliner Funktionär, sprach. Er rief sie auf, dem Beispiel der russischen Brüder zu folgen, die in ihrem Lande verwirklichen, was Karl Marx lehrte. „Macht's wie die Russen! Nieder mit dem Krieg! Es lebe die Revolution!"

• • •

An der Vereinigung beider Jugendorganisationen wie an der Vorbereitung dieser symbolhaften Versammlung ist ein 25jähriger Metallarbeiter maßgeblich beteiligt gewesen: Erich Habersaath. Er war das zwölfte und jüngste Kind eines Tabakarbeiters und wuchs am nördlichen Stadtrand Berlins auf. Bei der Firma Schwartzkopff lernte er Werkzeugmacher und wurde ein hervorragender Facharbeiter. An seinem 18. Geburtstag wurde Erich Habersaath Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, an deren Spitze damals August Bebel stand. Er besuchte Kurse an der Arbeiterbildungsschule. Dort zählte Wilhelm Pieck zu seinen Lehrern.

Trotz aller Schwierigkeiten, die das Leben eines Arbeiters in dieser Zeit mit sich brachte, war Erich Habersaath ein fröhlicher Mensch, hilfsbereit und gutmütig. Einer seiner Freunde erinnerte sich, daß Erich ein großer Kinderfreund war, der oft ihre Wünsche nach Leckereien erfüllte: „Vom geringen Taschengeld kaufte er ein halbes Pfund Bonbons und verteilte sie an die Kleinen. Erich Habersaath enttäuschte niemals und war trotz seines Wissens weder überheblich noch stolz, sondern schlicht und unbedingt zuverlässig."

• • •

Als die rechten SPD-Führer im August 1914 mit der Bewilligung der Kriegskredite im Reichstag und der Zustimmung zum sogenannten Burgfrieden offen in das imperialistische Kriegslager übergingen und damit die Sache der Arbeiterklasse verrieten, brach für den 21jährigen zunächst eine Welt zusammen. Doch klassenbewußt ging er den richtigen Weg. Erich Habersaath wurde einer der Mitbegründer der USPD. Er stellte sich auf die Seite derer in

Übergabe der Gardeulanenkaserne in Berlin an revolutionäre Arbeiter und Soldaten





Extraausgabe. Sonnabend, den 9. November 1918.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.
Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Generalstreik!

Der Arbeiter- und Soldatenrat von Berlin hat den Generalstreik beschlossen. Alle Betriebe stehen still. Die notwendige Versorgung der Bevölkerung wird aufrecht erhalten.

Ein großer Teil der Garnison hat sich in geschlossenen Truppenkörpern mit Maschinengewehren und Geschützen dem Arbeiter- und Soldatenrat zur Verfügung gestellt.

Die Bewegung wird gemeinschaftlich geleitet von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Arbeiter, Soldaten, sorgt für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung.

Es lebe die soziale Republik!

Der Arbeiter- und Soldatenrat.

der Arbeiterbewegung, die entschieden gegen den imperialistischen Krieg, für den Frieden kämpften.
Dann kam der Tag, als Erich Habersaath der Einberufungsbefehl ins Haus flatterte. Doch die Rüstungsfirma Schwarzkopff stellte ihren Facharbeiter nicht frei. Man brauchte ihn für die Munitionsherstellung. Erich Habersaath bewährte sich als Arbeiterfunktionär. Im Betrieb entfaltete er eine aktive politische Arbeit. Entschieden vertrat er als revolutionärer Gewerkschaftsobmann die Interessen seiner Kollegen. Bei den Hungerstreiks im April 1917 und beim politischen Massenstreik der Berliner Metallarbeiter, der auf fast alle großen Industriegebiete Deutschlands übergriff, gehörte der junge Berliner zu den Organisatoren dieser Massenaktion gegen den Krieg.

• • •

Der Zusammenschluß der revolutionären Jugend in der Hauptstadt sollte der erste Schritt für die Schaffung einer einheitlichen revolutionären Jugendorganisation im ganzen Lande sein. Die Berliner Funktionäre, vor allem Fritz Globig und Erich Habersaath, ergriffen die Initiative. Sie gingen auf Fahrt. Sonntag für Sonntag. Meist auf eigene Kosten. Dresden, Halle, Leipzig, Braunschweig, Essen waren einige Stationen. In illegalen Beratungen und Versammlungen gewannen sie klassenbewußte junge Arbeiter für ihr Vorhaben.
Nach einer solchen Fahrt nach Thüringen berichtete Erich Habersaath: „Schon längst wußten wir in Berlin aus vielen Zuschriften aus dem Reiche, daß sich die Jugend von der ‚Zentralstelle für die arbeitende Jugend' (eine Einrichtung der rechten SPD-Führung – G. F.) losgesagt hatte ... Es bedurfte nur der Aufklärung über die wirkliche Lage in der Jugendbewegung, um auch diese Genossen für unsere Bestrebungen zu gewinnen".

• • •

Am 26. Oktober 1918 war es soweit. Im Saal der Arbeiterschule in der Schicklerstraße 5 am Berliner Alexanderplatz versammelten sich 57 Delegierte oppositioneller Jugendgruppen aus 18 Orten zu einer Reichskonferenz. Sie vertraten etwa 4000 Jugendliche. Marta Globig war dabei: „Karl Liebknecht erschien in Begleitung von Hermann Duncker ... In seiner Rede hob er die hervorragende Rolle der Jugendorganisation im Kampf gegen Krieg und Imperialismus hervor und wandte sich gegen die Bestrebungen, die Jugend bewußt von der Politik fernzuhalten. Er forderte im Gegenteil die entschiedene Politisierung der Jugend, damit sie in den bevorstehenden Kämpfen um die Macht Seite an Seite mit den erwachsenen Arbeitern ihren Mann stehen können. Tosender Beifall beantwortete seine Ausführungen."
Einen Tag später beschloß die Konferenz, die von Erich Habersaath geleitet wurde, die Gründung der „Freien Sozialistischen Jugend" (FSJ) Deutschlands. In ihren Leitsätzen wurde die Sparta-

Vor dem Berliner Zeughaus spricht Karl Liebknecht am 7. Dezember zu den Arbeitern



kusgruppe als jene Organisation bezeichnet, „mit der der Verband in den allgemeinen Fragen der sozialistischen Bewegung auf ein und derselben prinzipiellen und taktischen Plattform steht". Einmütig stimmten die Delegierten auch einem Telegramm nach Sowjetrußland zu: „Die deutsche Jugend, die in Berlin um ihren Liebknecht versammelt ist, grüßt die russischen Genossen und erklärt, daß sie bereit ist, ihrem ruhmreichen Beispiel zu folgen."
In die zentrale Leitung der FSJ wurde Erich Habersaath gewählt.

• • •

Mit dem Matrosenaufstand am 3. November 1918 in Kiel begann die deutsche Arbeiterklasse den Sturmangriff auf den Imperialismus. An der Spitze stand die von Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Wilhelm Pieck, Franz Mehring und anderen entschiedenen Marxisten geführte Spartakusgruppe. Innerhalb weniger Tage breitete sich die revolutionäre Welle über ganz Deutschland aus. Überall wurden nach russischem Vorbild Arbeiter- und Soldatenräte geschaffen.
So versammelten sich am Abend des 8. November 1918 Mitglieder und Funktionäre der „Freien Sozialistischen Jugend" erneut in der Schicklerstraße. Aktionen der nächsten Tage sollten beraten werden. Die Lage war kompliziert. Die Reaktion hielt Truppen bereit, um den Volksaufstand mit Gewalt niederzuwerfen. Die kaiserlich-imperialistischen Kräfte wußten die rechten Führer der SPD völlig auf ihrer Seite, hatte doch bereits am Vortage ihr Parteivorsitzender Ebert offen erklärt, er wolle die Revolution nicht, er „hasse sie wie die Sünde". Deshalb waren einige der Jugendfreunde in Ungewißheit und fragten besorgt, was werden solle: „Was werden soll? Morgen geht's los. Keinen Tag, keine Stunde länger!" Die Antwort kam fest und bestimmt von Erich Habersaath. Er erläuterte seinen Genossen den von den revolutionären Obleuten auf Vorschlag der Spartakusgruppe gefaßten Beschluß: Die Berliner Arbeiter und Soldaten sollten für den 9. November zum Generalstreik, zum Sturz der Hohenzollernmonarchie, zur Errichtung der sozialistischen Republik aufgerufen werden. Genossin Lucie Gottschar-Heimburger erinnerte sich: „Wir wurden verschiedenen Demonstrationszügen zugeteilt. Ich gehörte zu einer Gruppe, die zur Knorrbremse nach Lichtenberg gehen sollte ... Unsere Jugendgenossen besaßen verschiedentlich Waffen. Erich Habersaath zeigte mir noch, wie man einen Revolver auseinandernimmt, säubert und ladet."

• • •

Der 9. November zeigte sich von seiner unfreundlichsten Seite: Regen, Nebel, nasse Kälte. Das hielt die Berliner jedoch nicht ab, dem revolutionären Aufruf zu folgen. Gewaltige Massen formierten sich in allen Stadtteilen zu Demonstrationszügen. Rote Fahnen in den Straßen der Reichshauptstadt, Transparente, Sprechchöre: Generalstreik!
Erich Habersaath traf sich mit einigen seiner Jugendgenossen in der Ackerstraße. Männer, Frauen, Jugendliche schlossen sich ihnen an. Doch bevor sich der Zug in Bewegung setzte, eilte der Jugendfunktionär mit Kampfgefährten in die Schwartzkopff-Werke und zur AEG, um Arbeiter zu veranlassen, die Maschinen zu stoppen und sich ihnen anzuschließen. Über den weiteren Gang der Ereignisse gab Fritz Globig zu Protokoll: „Über 10000 Proletarier demonstrierten gemessenen Schrittes dem Stadtinneren zu.

Ehrung Erich Habersaaths durch Thälmann-Pioniere der „Tamara Bunke"-Oberschule



Kleines Lexikon:

SPD – (Sozialdemokratische Partei Deutschlands). 1890 aus der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands hervorgegangene Partei, in deren Reihen seit der Jahrhundertwende scharfe Auseinandersetzungen zwischen revolutionären Kräften (Linken) und Opportunisten stattfanden. Dabei behaupteten sich die rechten opportunistischen Sozialdemokraten in der Führung. Seit Beginn des ersten Weltkrieges (August 1914) betreibt der SPD-Parteivorstand eine sozialchauvinistische Politik.

Spartakusgruppe – 1915 (ursprünglich als Gruppe „Internationale") erfolgter Zusammenschluß der revolutionären Linken in der deutschen Sozialdemokratie zum Kampf gegen imperialistischen Krieg und Sozialchauvinismus, für die Durchsetzung des Marxismus in der Arbeiterbewegung und den Sturz des Imperialismus.

USPD – Unter dem Druck des verstärkten Antikriegskampfes der Massen 1917 von der SPD abgespaltene Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Der Führung der USPD gehörten vorwiegend Zentristen (getarnte Opportunisten), aber auch offene Revisionisten und einige linksorientierte Arbeiterfunktionäre an. Ein großer Teil der Parteimitglieder war revolutionär gesinnt. Unter Vorbehalt ihrer politischen und ideologischen Selbständigkeit schloß sich auch die Spartakusgruppe der USPD an.

Revolutionäre Obleute – Seit den ersten Antikriegsstreiks (1915/16) illegal wirkende Vereinigung der Berliner Metallarbeiter, deren Mitglieder zumeist der USPD angehörten.

An der Spitze wurde ein Transparent mitgeführt: ‚Brüder, nicht schießen!' Und dann folgten in geschlossenen Reihen junge feldgraue Freunde, meist Jugendgenossen, kaum zwei Dutzend. Es waren Flüchtlinge, die im Lande umherirrten, die sich verborgen halten mußten. Lange Zeit gehetzt und verfolgt, schritten sie heute frei voran, todesmutig, als Stoßtrupp der Revolution ...
An der Kaserne der Garde-Füsiliere („Maikäfer"-Kaserne am heutigen Stadion der Weltjugend – G. F.) wurde haltgemacht. Die Fenster und Türen waren mit Ketten verschlossen. Maschinengewehrläufe starrten von den Dächern und Mauervorsprüngen. Sturmbereit drängten sich die Soldaten, die erst vor einigen Tagen aus ländlichen Garnisonen zusammengezogen waren, hinter den Scheiben. Die Aufforderung, die Waffen gegen ihre Offiziere zu richten, beantworteten sie mit verlegenem Schweigen ...
An dem Tor rüttelte eine Genossin, die eine große rote Fahne trug. Die Masse ging zum Sturm über, drängte auf das Tor zu, das im nächsten Augenblick aufgesprengt wurde. Scharf knallten Schüsse ..."
Der Offizier, der schoß, zielte gut. Eine Kugel traf Erich Habersaath, der vorangestürmt war, mitten ins Herz. Mit ihm fielen zwei AEG-Arbeiter. Drei Demonstranten wurden schwer verwundet.

• • •

Zusammen mit den anderen Gefallenen der Revolution wurde Erich Habersaath auf dem Friedhof im Friedrichshain beigesetzt. Dort, wo schon die Toten der Revolution von 1848 ruhten. Und als am 27. November die erste Nummer des Zentralorgans der Sozialistischen Jugend Deutschlands, „Die junge Garde" erschien, druckte sie diese Worte Karl Liebknechts ab: „Der Geist der freien Jugend wehte allerorten in Deutschland den revolutionären Erhebungen der Arbeiter- und Soldatenmassen voran. Und als am 9. November das Proletariat Berlins in gewaltigem Ansturm die tief unterwühlte Hohenzollernherrlichkeit stürzte, auch da flatterte ihnen die rote Fahne der freien Jugend voran. Das teuerste Blutopfer dieses Tages ist der Jugendgenosse Habersaath. So wurde der Blutbund geschlossen und besiegelt, der Blutbund zwischen Revolution und proletarischer Jugendbewegung ... Die revolutionäre Jugend des Proletariats, sie war die heißeste, reinste Flamme der bisherigen deutschen Revolution; sie wird die glühendste, heiligste, unlöschbare Flamme der neuen Revolution sein, die da kommen muß und wird: der sozialen Revolution des deutschen, des Weltproletariats."
Der Name Erich Habersaath wurde der Militärtechnischen Schule der Nationalen Volksarmee verliehen.

Text:
Oberstleutnant d. R. Günter Freyer
Bild: Archiv

Lesermeinungen

Daß Claudia einen Jugendklub übernommen hat, finde ich einfach prima. So kommt sie auf andere Gedanken und grübelt weniger über Dinge nach, bei denen kein Sinn zu entdecken ist. Mein Mann ist auch für längere Zeit bei der NVA und ich kann es Claudia nachfühlen, wie es ist, wenn man allein zu Hause sitzt. Sie sollte aber ruhig zur Disco gehen und anderen beweisen, daß man trotzdem treu sein kann.
G. Steudel

Mein Verlobter ist seit einem halben Jahr Grenzsoldat. Wir beide fühlen, daß der Verlobungsring uns doch etwas mehr zusammenhält.
Doreen Eling

Viele Leute sind der Meinung, daß Verloben unmodern sei. Ich teile diese Ansicht nicht. Claudia sollte stolz darauf sein, daß sie mit ihrem Claus verlobt ist.
Lothar Rettschlag

Ich bin mit meinen 76 Jahren schon eine jahrelange Leserin der „Armee-Rundschau". 1933 heiratete ich. Mein Mann war zu diesem Zeitpunkt bereits vier Jahre arbeitslos. Da ich seit dem 14. Lebensjahr bei „Herrschaften" als Köchin und Hausgehilfin gearbeitet hatte, war meine größte Sehnsucht ein eigenes Heim. Diesen Wunsch zerstörte der Krieg. Viereinhalb Jahre war mein Mann Soldat für eine schlechte und unmenschliche Sache. Ich blieb mit meinen beiden Kindern allein. Der zweite Weltkrieg zwang uns, unsere Heimat zu verlassen. Das war schon alles sehr schlimm. Und wenn ich dann in der AR die Fragen und Sorgen jüngerer und auch älterer Frauen lese, daß sie oft nicht aus noch ein wissen würden, während ihre Männer Soldat sind, dann schüttele ich nur den Kopf. Im Frieden für den Frieden Soldat zu sein ist doch eine humanistische Aufgabe.
Margarete Gayth



Der Verlobungsring hat für mich bei einer Trennung keine so große Bedeutung. Die Armeezeit ist kein Kinderspiel. Sie verlangt hohe Einsatzbereitschaft in allen Fragen. Und daß nun die Verlobte für gewisse Zeit alleine „ihren Mann" stehen muß, ist doch wohl kein allzu großes Opfer. Wichtig ist das gegenseitige Vertrauen in dieser Zeit. Das wird schließlich nicht mit Verlobungsringen „erkauft".
Liane Debel

Für mich ist ein Mensch dann ein Held, wenn er in schwierigen und außergewöhnlichen Situationen über sich hinauswächst. Dabei spielen vor allem die Motive eine Rolle. Wie war das nun bei Claus? Haben wirklich egoistische Motive sein Handeln bestimmt? War er wirklich ein Opfer seiner eigenen egoistischen Motive, wie das der Gruppenführer so diffamierend bemerkte? Nein. Claus versuchte, durch eigene Anstrengungen einen Fehler wieder gutzumachen. Er wollte sein Ansehen im Kollektiv wieder festigen. Kann man dies als egoistisch bezeichnen? Als er nun versuchte, seinen Fehler wettzumachen, beging er einen neuen: Er verzichtete auf die Hilfe des Kollektivs, obwohl diese Hilfe mit Sicherheit ihr Ziel nicht verfehlt hätte. Aus Fehlern kann und sollte man lernen. Das hat Claus wohl dann doch noch begriffen.
Torsten Schoch

Ihr habt in einem Beitrag von „Claus und Claudia" auch danach gefragt, wer heute ein Held sein kann. Ich bin der Meinung, daß man im Alltag überall Helden finden kann. So zum Beispiel in Betrieben, wo Menschen mit großem Einsatz den Plan erfüllen und übererfüllen. Aber auch diejenigen, die anderen das Leben gerettet haben, ohne das eigene zu schonen, sind Helden.
Ulrike Bibrach

Jeder Mensch hat seine Aufgaben, für die er verantwortlich ist. Deshalb frage ich mich, was Claudias Arbeit mit der Armeedienstzeit von Claus zu tun hat. Eine Liebe entwickelt sich aus Freundschaft, Verständnis und bestimmten Charaktereigenschaften der Partner und nicht aus einer Aufgabe. Diese Liebe, die die Partner füreinander empfinden, wird durch gegenseitige Achtung, Harmonie und Einfühlungsvermögen gefestigt. Über die Arbeit kann man sich zwar mit dem Partner unterhalten. Doch dadurch muß sich keineswegs Liebe entwickeln. Und was den Verlobungsring angeht, so ist der kein Bindeglied. Hat Claus etwa ein schlechtes Gewissen, da er sich verloben will? Mein Mann war drei Jahre Armeeangehöriger. Diese Zeit haben wir ohne Schwierigkeiten überstanden. Dazu bedurfte es keiner Ringe!
Ria Donner

Den Menschen, den ich liebe, den fördere ich auch. Das heißt, ich helfe ihm nach Kräften, seine dienstlichen und gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen. Daran kann eine Liebe schon wachsen. Mein Mädchen studiert in Dresden. Somit kann ich sie nur am Wochenende sehen, wenn auch nicht sehr lange, da ich selbst Schichtarbeiter bin. Unsere Liebe festigt sich immer mehr, weil wir offen zueinander sind, auch mit Kritik nicht hinterm Berg halten. Da dies mit großer Achtung vor der Persönlichkeit des anderen geschieht, ist keiner böse über ein kritisches Wort. Das Schönste ist doch, immer zuerst an den geliebten Partner zu denken, denn Egoismus zerstört jede Liebe.
Andreas Teucher

Seit September 1982 bin ich Offiziersschüler. Meine Freundin wohnt in Dresden und studiert dort. Also sind wir beide Studenten. Wir sind zeitlich und räumlich (Greifswald – Dresden) arg getrennt. Trotzdem ist unsere Liebesbeziehung fest und vertrauensvoll. Das liegt zum großen Teil daran, daß wir beide eben eine wichtige Aufgabe zu erfüllen haben – das Studium. Und ich denke, daß auch die Verantwortung für den Jugendklub, die Claudia nun übernommen hat, die Beziehungen zu Claus festigen wird. Wenn dies auch jetzt noch nicht den Anschein hat. Claudia gewinnt durch diese Aufgabe an Selbstsicherheit. Sie muß Ideen entwickeln, organisieren lernen und sich auch mit vielen Problemen herumärgern. Claus wird sich nun wohl oder übel „eine Rübe“ machen müssen, wie er Claudia dabei behilflich sein kann. Hilfe für die gesellschaftliche Aufgabe ist doch auch ein Ausdruck von Liebe.
Offiziersschüler Tino Hartmann

Durch die Serie Claus und Claudia angeregt, möchte ich hier auch mal meine Meinung sagen. Seit November 1982 bin ich Soldat. Eine Freundin habe ich noch nicht. Um so wacher beobachte ich, wie Genossen in meiner Umgebung von „ihren“ Mädchen im Stich gelassen werden – nur weil die Jungs nun nicht mehr täglich zu Hause sind. Ich bin aus diesem Grunde der Meinung, daß es sich viele Mädchen zu leicht machen. Unser Dienst ist doch verantwortungsvoll und gerade jetzt außerordentlich wichtig. Ist das nicht ein besonderer Grund, treu zu sein und dem Liebsten bei der NVA Mut zu machen, damit er seine Aufgaben noch besser und voller Optimismus erfüllt? Viele Mädchen sollten etwas mehr über den Charakter und die Aufgaben der NVA nachdenken.
Soldat Werner Faber

Das Verloben ist doch etwas Schönes. Der Ring gehört nun zu den vielen Dingen, die mich mit meinem Schatz verbinden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich meinen Verlobten Peter Findeisen ganz herzlich grüßen. Er ist bei der NVA.
Cornelia Bormann

Ich bin noch sehr jung (15 Jahre), aber ich verfolge aufmerksam Eure Serie „Claus und Claudia“. Dabei stelle ich fest, daß ich nicht mit allen Ansichten der beiden übereinstimme. Und was Eure Fragen betrifft, so bin ich der Meinung, daß Verlobungsringe nicht wichtig sind, um die Trennung während der Armeezeit zu überbrücken. Liebe ist doch vor allem, daß sich beide aufeinander verlassen können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen Soldaten, Berufsunteroffizieren und Berufsoffizieren für ihren bisherigen Ehrendienst danken und ihnen weiterhin viel Erfolg wünschen. Wir, die Mädchen und Frauen, werden Euch weiter unterstützen und gemeinsam mit Euch um die Erhaltung des Weltfriedens kämpfen!
Heike Sender

Ich möchte mich auch mal zu Wort melden. Glücklich verlobt, kann ich mir wohl ein Urteil erlauben. ER ist Offiziersschüler, und wir schreiben uns viele, viele Briefe. Durch die Ringe fühlen wir uns noch enger verbunden. Das ist bestimmt nicht altmodisch.
Als künftige Soldatenfrau weiß ich schon viel von dem, was mich erwartet. Es wird nicht ganz so leicht werden. Doch ich weiß, daß der Beruf meines Verlobten sehr wichtig ist. Er schützt mit seinen Genossen nicht nur das Leben anderer Menschen, sondern auch meins und das unserer Kinder, die wir bestimmt haben werden. Einige Mädchen sollten sich mehr über die Rüstungspolitik der USA informieren. Dann würden sie besser verstehen, warum junge Männer sich entschließen, länger zu dienen oder den Ehrendienst zu ihrem Lebensberuf zu machen. Meinem Verlobten Offiziersschüler Frank Meyer möchte ich viele Grüße senden. Ich habe ihn sehr lieb.
Petra Trautmann

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Rauminhalt eines Schiffes, 5. Finkenvogel, 9. befestigte Fahrbahn, 13. Pflege, 14. Vergrößerungsglas, 15. sperlingsgroßer Singvogel, 17. europ. Grenzgebirge, 18. sowj. Monumentalmaler, gest. 1942, 20. Hauch, 22. eine der Kleinen Sundainseln, 23. Nebenfluß der Drau, 26. Schwur, 27. großer Durchgang, 28. Schwung, Tatkraft, 30. wüstenhaftes Hochbecken im Innern Südafrikas, 31. Hauptstadt des Mederreichs, 32. Stammesältester, 35. chem. Element, 38. Mannschaft, 39. Haarknoten, 41. Schiffszubehör, 44. Gedichtform, 46. Bauchnarbe, 48. Körperteil, 50. Kunststein, 51. Disziplin des Gewichthebens, 52. Romangestalt bei Alex Wedding, 53. Kurort in der Schweiz, 56. Vorfahr, 57. Elch, 60. Urgewalt, 61. Gebietsstreifen, 63. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 66. ital. Schauspieler, 67. Übertragungsvermerk auf der Rückseite eines Schecks, 71. reines Warengewicht, 73. braune Farbe, 74. Anlage zur Umwandlung bestimmter primärer Energieträger in elek. Energie, 75. Hafenstadt in Tansania, 77. Nebenfluß der Donau, 79. Geschäftsstelle, 82. chem. Element, 84. Astrolog Wallensteins, 86. Fischfett, 88. Angeh. eines keltischen Volkes in Westgallien, 93. vulkan. Gesteinsschmelze, 95. Trinkstube, 97. Grünfläche, 98. trop. Klettervogel, 100. tönerne Schnabelflöte, 101. Edelapfel, 102. erfolgreicher öster. alpiner Rennläufer, 103. brasil. Schriftsteller, 106. weibl. Vorname, 107. organische Verbindung, 110. span. weibl. Anrede, 112. eine der Gezeiten, 114. nordfranz. Stadt, 118. Augenglas, 120. salbenartige Masse, 122. Oper von Richard Strauss, 125. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 126. europ. Hauptstadt, 127. Lotterieanteil, 128. franz. Widerstandskämpferin, 129. Stoffschaden, 131. altorient. Staat, 134. Fährschiff, 135. Tierkreiszeichen, 137. Wandgestell, 138. Laubbaum, 139. Destillationsprodukt, 140. Lederflicken auf dem Schuh, 141. chem. Element, 142. Fleischspeise.



Senkrecht: 1. planmäßiges Verhalten, 2. feiner Niederschlag, 3. Name einer schwedischen Gesangsgruppe, 4. Ruhm, 5. ehem. türk. Titel, 6. gesprochene Dichtung mit begleitender Musik, 7. die Stromzuführung und -ableitung vermittelnder Körper, 8. Ansturm auf die Kasse, 9. Musikzeichen, 10. ital. Maler des 16./17. Jh., 11. Gestalt aus „Frau Luna", 12. Schallplattenmarke, 16. Schiffstagereise, 19. Abwesenheitsnachweis, 21. Singvogel, 22. Platte, 24. Geldschrank, 25. Erfrischung, 26. engl. Schulstadt, 29. Stahlplatte mit Versteifungen, 33. chem. Element, 34. ehem. türk. Titel, 35. Kabelinneres, 36. Fett von der Bauchwand des Schweins, 37. Tonstufe, 38. Anfang, Spitze, 40. Verpackungsgewicht, 41. chem. Verbindung, 42. Stern im Sternbild Zwillinge, 43. Anspruch aus der Sozialversicherung, 45. sagenhafte Gründerin Karthagos, 47. chem. Element, 49. Hufkrankheit, 54. Körnerfrucht, 55. Ort und Fluß im Osten der RSFSR, 58. Schriftennachweis, 59. Vogelbau, 61. Teil des Fußes, 62. gramm. Begriff, 64. das zum Handeln Drängende, 65. Zeitungsanzeige, 68. gelbbraune Malerfarbe, 69. große Ansiedlung, 70. Kraftmaschine, 72. Nebenfluß der Wolga, 73. Wintersportgerät, 76. altes Apothekergewicht, 78. kleine Deichschleuse, 80. weibl. Vorname, 81. weibl. Rollenfach, 83. Preisnachlaß, 85. Schlange 86. bildl. Ausdruck, 87. dichterisch für Wäldchen, 89. Oper von Verdi, 90. Strumpfkombinat in der DDR, 91. keramische Gußmasse, 92. nordwesteurop. Volk, 94. Triebkraft, 95. alkohol. Getränk, 96. äußerer Abschluß, 97. Operlied, 99. Insel im Stillen Ozean, 104. Druckmesser, 105. tiefer Hals- oder Rückenausschnitt an Frauenkleidern, 108. Singvogel, 109. Ritter der Artusrunde, 111. Sahne, 113. Hohlorgan, 115. nordamer. Schauspieler und Sänger, 116. Stechwerkzeug, 117. Schauspielkunst, 119. Gemüsepflanze, 120. Rechengröße, 121. Gärfutter, 123. hervortretender Mauerstreifen, 124. Sportart, 126. Überbleibsel, 130. forstwirtschaftl. Raummaß, 132. Stadt im Tschad, 133. Planet, 135. Bad in Belgien, 136. nordische Hirschart.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 101, 142, 79, 60, 51, 120, 67, 32, 134, 7, 62, 30, 100, 58, 123, 31, 74, 1, 65 und 88 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung einer aktiven Gemeinschaft derer, die bereits in unseren Streitkräften gedient haben. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 12. 1983. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 12/83.

Auflösung aus Nr. 10/83

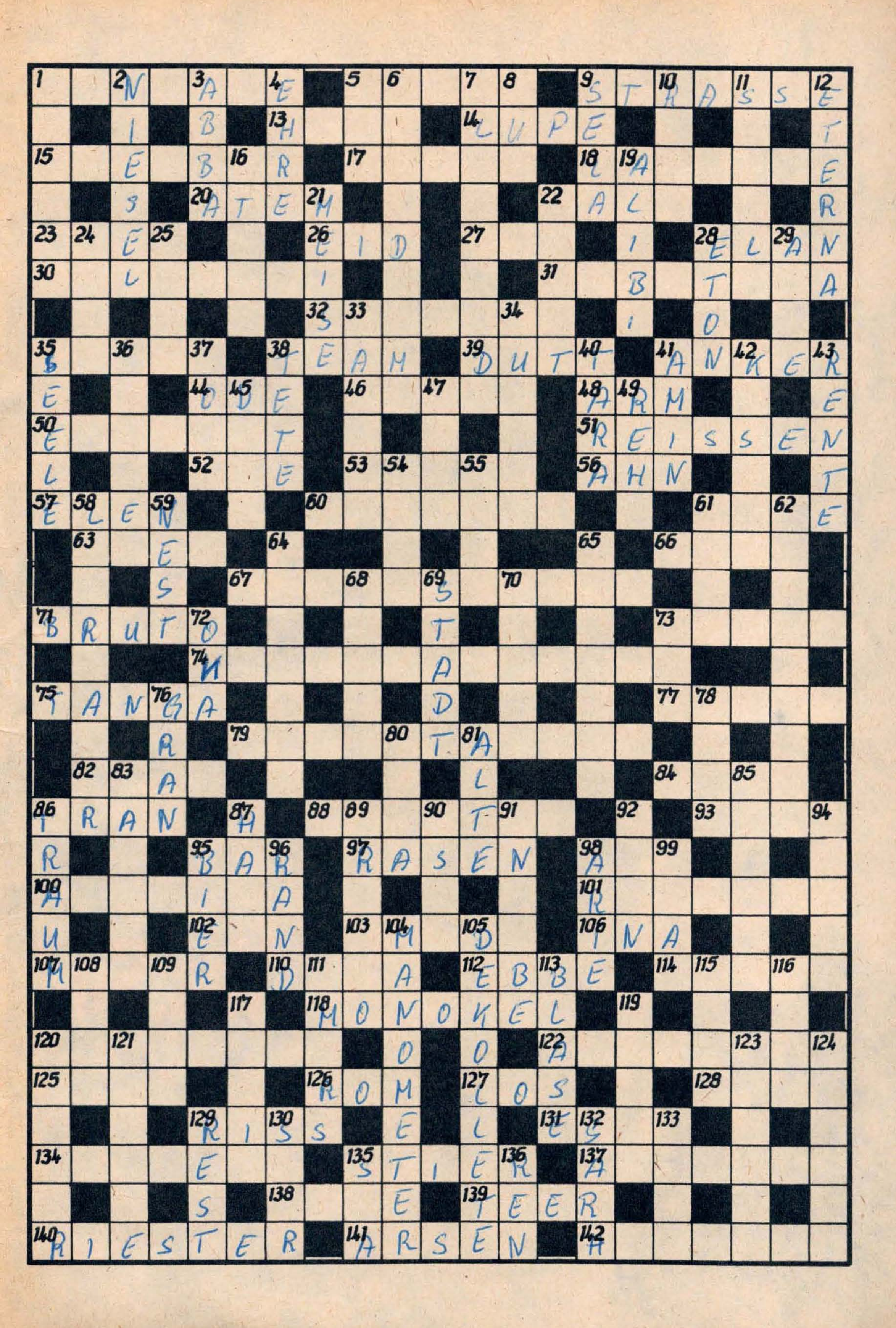
***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Alexander Tschakowski. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

***Waagerecht:** 1. Medeo, 4. Stag, 7. Bote, 10. Kater, 13. Sio, 14. Tafel, 15. Dur, 16. Mitic, 17. Sieb, 19. Lese, 21. Arkus, 22. Aral, 23. Uwe, 25. Erik, 26. Speer, 29. Senegal, 32. Erika, 35. Elle, 36. Biel, 37. Sack, 39. Ikon, 40. Dee, 42. Ekart, 45. Axt, 47. Askese, 49. Ana, 50. Eis, 52. Letter, 55. Ster, 56. Sen, 57. Emir, 58. Rinde, 59. Xenon, 60. Note, 62. Are, 64. Ihle, 66. Stanze, 67. Karosse, 70. Ostern, 71. Elegie, 74. Leisten, 78. Panzer, 81. Ree, 83. Ode, 85. Radi, 86. Hugenotte, 87. Rand, 88. Gen, 89. Ast, 91. Gewehr, 93. Agentur, 97. Alekto, 100. Manege, 102. Kremser, 106. Amhara, 108. Igel, 109. Lei, 110. Iori, 111. Niere, 112. Altai, 113. Balg, 115. Tee, 116. Elis, 118. Einzel, 121. Ede, 123. Nil, 125. Amarna, 128. Ala, 129. Artel, 131. Sal, 132. Omen, 134. Imam, 136. Loki, 138. Bild, 141. Laika, 143. Caisson, 146. Rater, 147. Dreh, 149. Ase, 150. Orfe, 152. Finte, 153. Reis, 155. Luna, 157. Milan, 158. Lob, 159. Dover, 160. Bai, 161. Norne, 162. Eton, 163. Nixe, 164. Serge.*

***Senkrecht:** 1. Mimose, 2. Dattel, 3. Oscar, 4. Sosa, 5. Ate, 6. Gabun, 7. Beleg, 8. Ole, 9. Eder, 10. Krake, 11. Taktik, 12. Ruslan, 18. Ilse, 20. Sela, 24. Wega, 27. Plus, 28. Eede, 30. Elen, 31. Asti, 33. Ritt, 34. Koje, 36. Beet, 38. Kali, 41. Essenz, 43. Kaspar, 44. Rennes, 46. Xerxes, 47. Adresse, 48. Kantate, 49. Artek, 51. Serie, 53. Tendenz, 54. Rentner, 61. Oeser, 63. Ross, 65. Loipe, 68. Ale, 69. See, 72. Liane, 73. Geige, 74. Leuna, 75. Irene, 76. Trott, 77. Notar, 79. Narbe, 80. Ernst, 82. Ehe, 84. Des, 88. Grieg, 90. Tarar, 91. Gemenge, 92. Wandern, 94. Ger, 95. Name, 96. Ute, 98. Klafter, 99. Okarina, 101. Giebel, 102. Klage, 103. Elster, 104. Sirene, 105. Rigel, 107. Miasma, 114. Alai, 117. Iasi, 119. Irma, 120. Zank, 122. Dama, 124. Illo, 126. Alba, 127. Nele, 130. TASS, 132. Olefin, 133. Eisner, 135. Ache, 137. Onon, 139. Italer, 140. Dronte, 142. Adele, 144. Iason, 145. Selen, 146. Remis, 148. Erbe, 151. Rabe, 154. Ido, 156. Uri.*

***Die Gewinner** unserer Preisfrage in Heft 7/83 waren: Soldat Matthias Otto, 6821 Dittrichshütte, 25,– M; Ina König, 4906 Reuden, 15,– M und Fred Zastrow, 2580 Parchim, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Jochachim Hermann



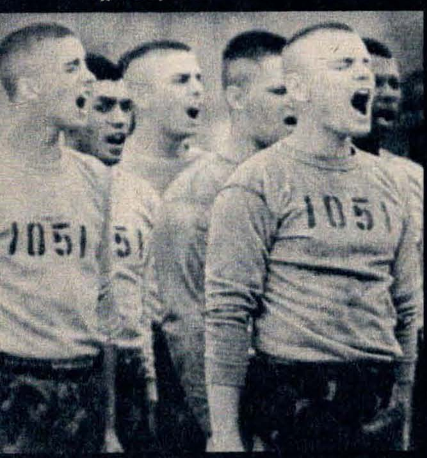
Yes, Sir!



Rund 150 Rekruten stehen um einen von Autoreifen begrenzten Kreis von zehn Metern Durchmesser. „Kill, kill, kill ...", schreien sie auf die drei ein, die sich innerhalb des Kreises befinden. Diese schlagen und stechen mit Nachbildungen des M-16-Schnellfeuergewehrs aufeinander ein, die kahlgeschorenen Köpfe durch Helme geschützt. Gekämpft wird, bis einer verletzt zu Boden sinkt. Doch selbst dann geben sich die Umstehenden nicht zufrieden. Inzwischen heiser, brüllen sie ihr „kill" immer weiter – bis der Schiedsrichter das sogenannte Tötungstraining beendet. Noch vor nicht allzu langer Zeit brauchte er das nicht – Schluß war erst, wenn einer tot war!

Beobachtungen eines Reporters der großbürgerlichen USA-Tageszeitung „New York Times", die am 20. Juli 1982 veröffentlicht wurden. Alltag auf Parris Island, einem von Sumpfgelände umgebenen Lager an der Atlantikküste im USA-Bundesstaat South Carolina. Hier wie auch in San Diego im USA-Bundesstaat Kalifornien werden die zukünftigen USA-Marineinfanteristen auf ihren Auftrag vorbereitet, und zwar so: „Ihr werdet töten, töten, töten – in Deutschland, in der Tschechoslowakei oder in welches verdammte Land ihr auch immer geschickt werdet! Ist das klar?"

Es ist für die Rekruten klar: „Yes, Sir!" Mit dem vorgeschriebenen Antwortgebrüll zeigen sie lautstark ihre Bereitschaft, zu willfährigen Killern im Solde der globalstrategischen Interessen der USA-Monopole gedrillt zu werden. Sie warten auf ihre „Bewährung", denn sie wollen töten. Ein Marineinfanterist zieht einen makabren Vergleich: „Es ist, als studiere man jahrelang an einer medizinischen Fakultät und kommt nicht einmal in die Nähe einer Leiche." Killermentalität, die ihnen täglich eingehämmert wird. So werden sie „knallharte Supersoldaten", wie sie Colonel Stachpole, Kommandeur einer amphibischen Landungsgruppe der USA-Marineinfanterie bezeichnet. Für



„Yes, Sir!“


„Ihr seid die niedrigste Form des tierischen Lebens“

ihn ist es völlig normal, daß seine Männer „bereit sind, jeden Tag, jede Stunde in den Krieg zu gehen.“

Bei solch offen propagierter, staatlich sanktionierter Mordlust kommt selbst der Reporter eines solchen Sprachrohres der Monopole wie die „New York Times“ aus seinen Eindrücken vor Ort zu der Schlußfolgerung, daß es „unter den jungen ‚Marines‘ ein deutliches Verlangen nach einer Chance (!) in Nikaragua, in Aden oder sonstwo dabei zu sein“ gebe.

Für diesen Drang zum Töten gibt es zwei Ursachen: das politisch und militärisch motivierte Comeback der USA-Marineinfanterie und der niedrige Instinkte fördernde Drill der Rekruten.

Das Comeback

Nicht in Siegerpose verließen bekanntlich die letzten USA-Marineinfanteristen vietnamesisches Territorium, sondern an den Kufen eines überladenen Hubschraubers hängend. Dennoch hatten sie Glück, nicht zu den 13000 „Marines“ zu gehören, die die USA-Aggression in Vietnam mit ihrem Leben bezahlen mußten. Der propagandistisch auf Hochglanz polierte Glorienschein um die Elitetruppe der Militärmacht USA war durch den Widerstand des tapferen vietnamesischen Volkes sichtbar verblaßt. Was zurück blieb, war ein wachsender Unmut in der US-amerikanischen Bevölkerung gegen weitere ähnlich abenteuerliche Militäraktionen der USA. Im Marinekorps selbst häuften sich Rassenunruhen; Desertationen erreichten Rekordzahlen. Immer mehr „Marines“ suchten ihren persönlichen „Ausweg“ in Drogen. Immer mehr drangen auch Meldungen über den brutalen Drill an die auf einmal schockierte USA-Öffentlichkeit. All dies führte dazu, daß sogar bekannte USA-Militärstrategen die Marineinfanterie als überholt erklärten.

Das Ende? Auf keinen Fall, denn der Imperialismus braucht solche bezahlten Killer. Die „Marines“ kamen wieder mit den Konfrontationspolitikern im Weißen Haus und zwar so, daß das USA-Nachrichtenmagazin „US News and World Report“ vom Februar 1983 sogar vom „Beginn eines goldenen Zeitalters für die Marines“ spricht. Ein „goldenes Zeitalter“ für staatlich angestellte Mörder – das ist die Perspektive, die der Imperialismus zu bieten hat.

Den politischen Hintergrund bezeichnet das Washingtoner Brocking-Institut so: „Weil Interventionen wieder in Mode sind, sind die ‚Marines‘ wieder in Mode.“ Konkreter wird die „New York Times“, die auf drei Momente verweist, die dem USA-Marineinfanteriekorps mit „seiner Tradition, überall als erste zu kämpfen, neuen Auftrieb gegeben (haben): die iranische Geiselkrise, die Wahl eines konservativen Oberbefehlshabers* mit einem offenen Interesse an der Durchsetzung einer globalen maritimen Strategie und die im Frühjahr (vergangenen Jahres) im Südatlantik und Nahen Osten ausgebrochenen Kriege“.

Die „Marines“ als Eckpfeiler einer modernisierten „Kanonenbootpolitik“, als Träger des offenen Konfrontationskurses der Reagan, Weinberger und Konsorten. Deutlicher kann sich der innere Zusammenhang zwischen Macht- und Profitstreben einerseits und Aggressivität andererseits wohl kaum zeigen ...

Der Drill

„Ihr seid die niedrigste Form des tierischen Lebens, der traurigste, erschütterndste Abfall, den ich je gesehen habe ... Jeder von euch, der das Programm nicht schafft, kommt in die Mangel, wird zum Krüppel gemacht und zerstampft.

** Gemeint ist der USA-Präsident, der dem Marineinfanteriekorps die Einsatzbefehle erteilt – d. V.*

Und dann sieht es wirklich böse aus für euch!" Eine solche „Begrüßung" neuer Rekruten war vor Jahren auf Parris Island noch die Regel. Devise: Je sadistischer die Ausbildung, desto willfähriger der spätere Marineinfanterist. Die Ausbilder hatten nahezu Narrenfreiheit: So wurde ein Rekrut, den man verdächtigte, mit vorgetäuschten Krankheitssymptomen ins Lazarett zu wollen, bei 55 Grad im Schatten für Stunden in einen geschlossenen Abfallcontainer gesperrt. Ergebnis: Hitzschlag. Ein anderer, der ohne ausdrückliche Erlaubnis rauchte, wurde gezwungen, sich einen Eimer über den Kopf zu stülpen und dann 20 Zigaretten hintereinander zu rauchen ...

Mitte der siebziger Jahre, nachdem Veröffentlichungen über den „Marines"-Drill in der USA-Öffentlichkeit hohe Wogen geschlagen hatten, mußten gewisse „Veränderungen" vorgenommen werden. Von den etwa 525 Ausbildern auf Parris Island wurden sage und schreibe 50 der übelsten Sadisten entlassen – allerdings unter großem Rummel.

Indes, im stillen haben sich Geist und Methoden seitdem kaum wesentlich geändert. Zu diesem Fazit kommt die BRD-Illustrierte „Quick", deren Reporter im September 1981 über die Ausbildung der Rekruten in San Diego, dem zweiten Lager, berichtete. Er belegt es: „Das eigene Denken wird auf ein Minimum reduziert. Es zählt nur noch der eiserne Wille, sich zu fügen, sich der rigorosen Strenge zu unterwerfen und auch absurd erscheinende Befehle auszuführen." Absurde Befehle, die oftmals Todesfolgen hatten. Doch, was macht es. Wie Sergant Allan dem Reporter verkündete, hätte es hier „in den letzten zehn Jahren ... kaum ein Dutzend Tote gegeben ..."

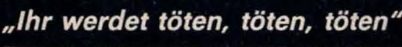
Die Frage

Was bringt eigentlich Jugendliche in den USA dazu, sich freiwillig einer solchen unmenschlichen Ausbildung zu unterwerfen? Einem Drill, bei dem die „Verschleißrate" mehr als zehn Prozent beträgt, wo in den ersten Stunden innerhalb von 45 Sekunden als äußeres Zeichen der Erniedrigung ihnen die Köpfe kahlgeschoren werden? Wo sie dann zu Marionetten erzogen werden, die in „abgehackter, monotoner Sprechweise, einer Computerstimme nicht unähnlich" die Tötungsbefehle wiederholen, wie die USA-Militärzeitung „The Stars and Stripes" schrieb? Allein auf Parris Island sind es jedes Jahr 28000 Killer-Rekruten. Auf einem separaten Teil des Camps werden innerhalb von acht Wochen jährlich auch 7700 Frauen zu „Ledernacken" geschliffen. Doppelt soviel wie 1977.

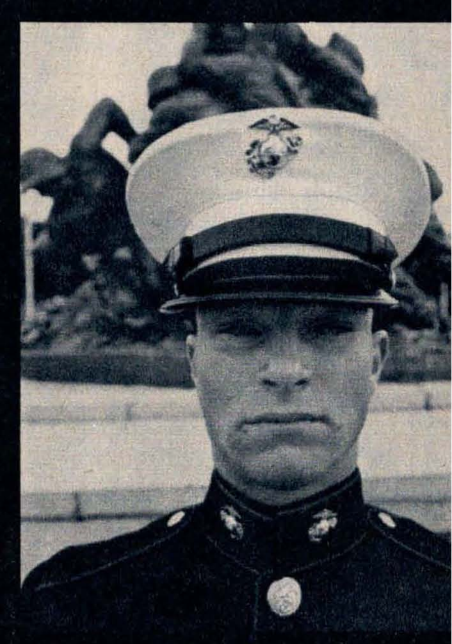
Die Antwort

An jedem Wochentag verlieren in den USA stündlich 300 Arbeiter ihren Arbeitsplatz. Inzwischen sind 20 Millionen arbeitslos, die meisten davon Afroamerikaner. Unter diesen Bedingungen haben es die Werbebüros der Marineinfanterie leicht. Sie können es sich sogar leisten, wählerisch zu sein. Viele Jugendliche reizt es, der wieder zur Elite hochstilisierten Marineinfanterie anzugehören und ein sicheres Einkommen zu haben. Andere sind dem Glorifizierungsrummel, dem Geschwafel vom „Bruderbund der Marines" auf den Leim gegangen. Wieder andere wurden durch die in Aussicht gestellte Möglichkeit einer Berufsausbildung oder der „Reisen in die weite Welt" angelockt. „Alles Attraktionen, von denen Slumbewohner sonst nur träumen können", wie das BRD-Magazin „Der Spiegel" dazu feststellt.

Mithin offenbart sich hier imperialistische Perversion: Die Jugendlichen, denen der Imperialismus keine Perspektive bieten


„Ihr werdet töten, töten, töten"





„Wir sind die Elite der Nation"

kann, werden mit dem aus Arbeitern herausgepreßten Geld angelockt, um für ihn zu töten ...

Die „Reisen"

1775 wurde das USA-Marineinfanteriekorps, die Truppe der „Ledernacken" aufgestellt. Bereits ab 1804 brachten die „Reisen in die weite Welt" den Tod für Araber, Chinesen und auch einheimische Indianer. So schlugen die „Ledernacken", die den Namen wegen ihrer damaligen ledernen Uniformkrause als Schutz vor Säbelhieben trugen, aufständische Araberstämme in Libyen nieder. Ab 1836 rotteten sie mehrere Jahre lang Indianer im eigenen Land aus, kämpften gegen Mexiko, um Kalifornien, Texas und einen Teil der mexikanischen Pazifikküste zu erobern. Ihre Landung in Shanghai und Kanton in den Jahren 1854 und 1956 galt der Zerschlagung der bürgerlich-demokratischen Bewegung in China. „Ledernacken" wurden eingesetzt, um für die USA Puerto Rico und Hawaii in Besitz zu bringen und die Philippinen von einer spanischen zu einer USA-Kolonie zu machen. In der kubanischen Bucht von Guantanamo errichteten sie den berüchtigten Flottenstützpunkt.

Vor dem ersten Weltkrieg waren sie beteiligt, als Panama die Kanalzone abgepreßt wurde, die von den USA noch heute besetzt gehalten wird. „Ledernacken" drangen in das junge Sowjetrußland ein und wollten 1950 die sozialistische Ordnung in Korea vernichten. 1958 „reisten" sie nach Libanon, um einen Aufstand gegen das reaktionäre Chamoun-Regime niederzuschlagen. Im Vietnamkrieg waren die „Marines" ein Synonym für USA-Kriegsverbrechen am vietnamesischen Volk. Gegenwärtig befinden sich „Ledernacken" erneut in Libanon, um die Interessen der USA im Nahen Osten durchsetzen zu helfen. In rund 300 Feldzügen und „Polizeiaktionen" zog das USA-Marineinfanteriekorps seine blutige Spur über den ganzen Erdball. Fast immer waren „Ledernacken" dabei, wenn es galt, gesellschaftlichen Fortschritt auf USA-imperialistische Weise brutal zu verhindern oder rückgängig zu machen.

Die Stärke

Zur Stärke des USA-Marineinfanteriekorps bringt die „New York Times" einen anschaulichen Vergleich: Die „Ledernacken" hätten mit 192000 Männern und Frauen mehr Personal, „als das gesamte britische Heer", und ihre „1200 Flugzeuge und Hubschrauber" würden „die siebentgrößte Luftwaffe der Welt" bilden!

Zu dem als halbautonome Waffengattung geltenen Marinekorps, das dem Marineministerium unterstellt ist, gehören drei Marineinfanterie-Divisionen und eine selbständige Brigade. Zwei Divisionen sind in den USA, eine ist in Japan stationiert. Außerdem verfügt das Marinekorps über rund 1500 Kampfpanzer und spezielle Landeschützenpanzer, Hunderte Geschütze bis zum Kaliber 203 mm und Raketen zur Panzer- und Luftzielbekämpfung. Als Reserve stehen noch eine Marineinfanterie-Division, eine Flotten-Marinestreitkraft und ein Fliegergeschwader mit insgesamt 37000 Mann zur Verfügung. Die 7. amphibische Marinebrigade demonstriert seit 1980 im Indischen Ozean provozierend „militärische Macht der USA".

Das Angriffsziel

Die USA-Marineinfanterie, eine Truppe, die fernab von Europa agiert? Das war einmal! Bereits 1975 kam die „International Herald Tribune" zu der Erkenntnis, daß das USA-Marinekorps, das „nach dem zweiten Weltkrieg seine Mission im pazifischen Raum gefunden hat, in aller Stille auf eine mögliche Rolle in Westeuropa umorientiert" werde.

Bereits zwei Jahre später war auf dem Manövergelände der 2. Marineinfanterie-Division in Camp Lejeune das als Angriffsziel nachgebaute südostasiatische Dorf mit seinen Schilfhütten verschwunden. An seine Stelle war laut erwähntem USA-Nachrichtenmagazin „US News and World Report" eine „Kampfstadt" getreten, die „denen ähnelt, die in Westeuropa angetroffen werden"! Das US-Magazin folgert zwangsläufig, daß die „Ledernacken" zwar „Weiterhin mit der 6. Flotte ins Mittelmeer fahren und weiterhin Strände in der Karibik stürmen" üben, sich aber „ebenso auf den Krieg im nördlichen Polarkreis und in den Ebenen von Norddeutschland vorbereiten".

Die Fakten bestätigen diese Feststellung schon seit langem. Ab 1978 schon begannen nämlich Einheiten des USA-Marineinfanteriekorps mit dem „persönlichen Kennenlernen" ihres neu anvisierten „Kriegsschauplatzes Europa". Regelmäßig nehmen sie seitdem an der alljährlich stattfindenden NATO-Manöverserie „Herbstschmiede" teil, die zum größten Teil auf BRD-Territorium abrollt.

Seit dieser Zeit wird unmittelbar an der Trennlinie zwischen Sozialismus und Kapitalismus auch das aggressive „Yes Sir!" gebrüllt. Im NATO-Aggressionsfall soll es nach dem Willen des Pentagon tausendfach geschrien werden, denn offiziell sind zwei Marineinfanterie-Divisionen zur Verstärkung der in Westeuropa stationierten USA-Streitkräfte vorgesehen. Zur Erhöhung der Mobilität der „Ledernacken" wurden bereits für 12000 von ihnen Geschütze, Munition, Panzer, Lkw, Treibstoff und Verpflegung in Norwegen „vorausstationiert".

3000 „Marines" wurden allein beim NATO-Manöver „Bold Guard" im September 1982 von der Ostsee aus in Ostholstein angelandet, um im Rahmen der aggressiven NATO-Vorwärtsstrategie das zu proben, was sie in Parris Island eingedrillt bekommen haben und was sie gegenüber Angehörigen sozialistischer Streitkräfte am Tag X blindlings tun würden: töten, töten, töten ...

Text: Gregor Köhler
Fotos: Archiv



UNSER TITEL: Der FCV Frankfurt (O.) gegen den 1. FCM im Rückspiel der DDR-Fußballmeisterschaft 1982/83 Foto: W. Mausolf



UNSER POSTER: NVA-Kampfhubschrauber des Typs Mi-24 im Einsatz, es fotografierte Wolfgang Fröbus



ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Joachim Hermann/Horst Scheffler
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

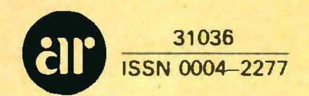
Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 9. 1983

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 –
Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

INHALT


Drauf kommen mußte!
meint unser Zeichner Stephan Buße



31036
ISSN 0004–2277

Bild: Herbert Schulze

Ute Freudenberg